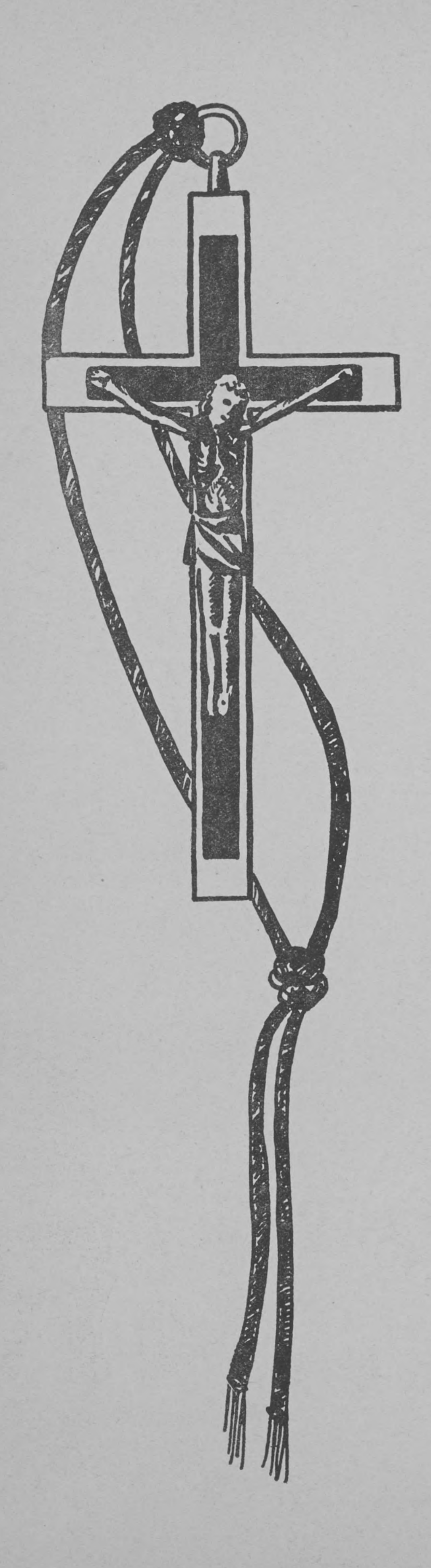
April 1951



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Unser Missionsverein trägt den Namen Mariens. Maria gab ihrem göttlichen Sohne das Leben des Leibes, und heute sucht sie durch ihre gnadenvolle Mittlerschaft Christi Leben in die Herzen der Menschen zu bringen.

Wie sie, so will auch der Missionsverein das Glauben an Gott und das Leben in Gott auf aller Erde verbreiten. Die Missionare sind unsere Frontarbeiter. Sie sind von der Kirche, von uns und in unserem Namen, in die Welt gesandt, den Armen das Evangelium zu verkünden. Sie sind unsere Frontarbeiter. Deshalb gehen sie uns viel an. Sehr viel sogar. Wer draußen an der Front kämpft, muß vom Heimatlande aus versorgt werden. Das Heimatland der Kirche ist die ganze Welt. überall dort, wo ein Katholik wohnt, ist ein Stück der katholischen Heimatsfront, und somit auch die Pflicht, an der Außenfront selbst mitzuwirken.

Die Arbeit des Missionsvereins besteht im Beten und im Opfern für die katholischen Missionen. In unseren Familien wird noch viel gebetet. Sollte man aber nicht auch das Gebet für die Missionen dem Familienbeten hinzufügen? Das Missionsgebet ist eines der selbstlosesten Gebete die wir haben. Dort beten wir nicht für uns. Nur für andere und um die Ausbreitung des Reiches Gottes. Dort können wir wirken, wie der Heiland am Kreuz: Für die Erlösung anderer.

Einen geweihten Rosenkranz, den wir im Schmutz liegen sehen, werden wir ehrfürchtig aufheben und fromm an einen geeigneten Platz legen. Heiliger als der bestgeweihte Rosenkranz ist die Menschenseele, die, ganz gleich, ob in weißen oder roten oder schwarzen Menschen, Hauch vom Hauche Gottes ist. Wir dürfen sie nicht im Schmutz des Unglaubens und der Sünde lassen. Ihr das Kleid der Gnade zu vermitteln, ist der Zweck des Betens und des Opferns der Mitglieder des Marianischen Missionsvereins.

Wer möchte diesem Verein noch beitreten?

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

19. Jahrgang — 15. April 1951, North Battleford, Sask. — No. 7

Dies und Das

25 Jahre St. Marienprovinz

Wir Oblaten der St. Marienprovinz feierten dieses Frühjahr ein stilles Jubiläum. Im März 1926, also vor 25 Jahren, wurden die Oblatenpatres der deutschen und der polnischen Seelsorge im Westen Canadas in eine eigene Ordensprovinz zusammengeschlossen, die den schönen Namen „St. Marienprovinz“ erhielt. Die Geschichte deutscher Oblatenarbeit in Westkanada reicht jedoch um das Doppelte an Jahren in die Vergangenheit zurück. Der gegenwärtige Pfarrpriester von Leipzig, Pater Heinrich Böning O.M.J., kam z.B. schon im Jahre 1895 nach Canada. Um die Jahrhundertwende kamen immer mehr Oblatenpatres von Hünfeld, Deutschland, nach dem Westen. Sie wurden der französischen Oblatenprovinz von Manitoba und von Alberta eingereiht, ihre Arbeitsfelder erstreckten sich jedoch über alle Stadt- und Landkolonien, in denen deutschsprechende Katholiken wohnten.

Als die Arbeit unter den Einwanderern sich immer mehr zu entwickeln begann, machte sich die Notwendigkeit einer eigenen Oblatenprovinz für die Einwandererseelsorge immer bemerkbarer. Unsere Arbeit forderte Oblatenpriester, denen wenigstens drei Sprachen geläufig waren. Es mußte für Nachwuchs gesorgt werden, für die Heranbildung von jungen Oblatenpriestern, denen alle Vorbildung für die Präriearbeit gegeben wird. Der Prärieoblate ist der Baumeister des westkanadischen Katholizismus. Er muß predigen können, er muß guter Organisator sein, muß sich mit den Schulgesetzen der Provinz bekannt machen, muß bauen, planen, reisen, einsam leben – und manchmal auch hungern können.

Alle diese Gründe veranlaßten die Generalverwaltung der Oblaten in Rom, unsere Provinz mit eigenen Erziehungshäusern im Jahre 1926 ins Leben zu rufen.

Die Geschichte der deutschsprechenden Oblaten der Prärie ist in Wirklichkeit schon über fünfzig Jahre alt. Die ersten Jahrzehnte waren echte Pionierjahre, von denen heute fast nichts mehr übrig geblieben ist. Nur einige der alten Patres sind noch da, die uns oft erzählen, wie es „damals“ war, als es noch keine Landstraßen, keine Autos, keine Städtchen und Kolonien, keine festen Gemeinden und keine Pfarrhäuser gab. Als man im kleinen Wägelchen oder im Schlitten unsere weiten Ebenen mit ihrem so rauhen Klima durchquerte, beständig auf der Suche nach Seelen. Selbst Pferde waren in jenen Tagen noch Luxus. Der Farmer war froh,

wenn er Ochsen hatte, mit denen er den weiten Weg von Tramping Lake oder Cosine nach Battleford machen konnte, um seine Einkäufe zu besorgen.

Von den noch lebenden Pionierpatres ist nur einer im Ruhestand. Die übrigen, von denen schon zwei die achtziger überschritten haben, sind immer noch in der Seelsorge. Inzwischen haben schon jüngere, von ihnen erzogene kanadische Oblatenpriester ihr silbernes Priesterjubiläum gefeiert und verantwortliche Stellen eingenommen. So ist der frühere Provinzialobere Pater Bökenföhr O.M.J. zum Generalassistenten ernannt worden, ein zweiter hier in Canada ausgebildeter Oblatenpriester, Pater Thomas Schnerch O.M.J., hatte von 1929 bis 1935 das Provinzialamt bekleidet und leitet heute unser neues Knabenkolleg in North Battleford. Pater Nikodemus Feist O.M.J. und Pater Switallo O.M.J., beides in Canada geschulte Priester, amtierten als Obere unseres Priesterseminars, und auch Pater Kuckartz O.M.J., der gegenwärtige Leiter des Seminars, ist Canadier.

Die Arbeit der deutschsprechenden Präricoblaten hat reiche Früchte getragen. Nicht nur, daß sie den Katholizismus der Prärieprovinzen begründete, sie gab dem Westen Canadas auch einen eigenen Klerus für Pfarrseelsorge, für Missionsarbeit, und für Priestererziehung. Zwei Söhne rußlanddeutscher Abstammung, die Patres Nikodemus Feist O.M.J. und Joseph Simon O.M.J., machten ihre höheren Studien in Rom, wo sie auch die hl. Priesterweihe empfingen. (Ein dritter Rußlanddeutscher, der Oblatenkleriker Peter Blatz, wird diesen Sommer in Rom zum Priester geweiht). Die Österreichdeutschen haben einen ihrer Söhne auf den Universitäten Roms und in der Leitung unseres Battleforder Priesterseminars gesehen – den Pater Joseph Switallo O.M.J. Die aus dem Reiche stammenden deutschsprechenden Katholiken Westkanadas sind in Pater Kuckartz O.M.J., dem jetzigen Oberen des Priesterseminars (ebenfalls in Rom geweiht) vertreten. Andere Oblatenkleriker des Westens bereiten sich gegenwärtig in Rom und in Ottawa auf ihre spätere Arbeit in der Priestererziehung vor.

Es ist für die Zukunft wohl gesorgt. Der kanadische Westen wird seine Priester haben. Dank der Mühen und des klugen Planens unserer Pionieroblaten.

In der eigentlichen Facharbeit der Oblaten, im Missions- und Exerzitienpredigen, ging es etwas langsamer voran. Mit Ausnahme der in unseren Studienanstalten und in der Presse angestellten Patres sind alle unsere Priester in der Pfarrarbeit beschäftigt. Die Anfragen nach immer neuen Priestern von Seiten der Bischöfe sind so groß, daß es unserer Provinz bis jetzt einfach nicht gelingen wollte, eine eigene Truppe von Missionspredigern zu bilden.

Trotz dieser Lage haben wir jedoch eine ganze Reihe erfahrener und beliebter Missionare unter uns, die jeden Sommer neben ihrer Pfarr- oder Professorenarbeit landein landaus Missionen und Exerzitien predigen. Unter den kanadischen Patres sind als Missions- und Exerzitienmeister bekannt die Patres G. Kuckartz O.M.J., N. Feist O.M.J., J. Simon O.M.J., H. Loran O.M.J., A. Riffel O.M.J. und Ch. Klein O.M.J. Genannt muß auch der frühere Provinzialobere und jetzige Generalassistent P. Joh. Bokenföhr O.M.J. werden, der sich seiner Zeit ausschließlich mit der Volksmission beschäftigte.

Unter den aus Deutschland stammenden Patres sind als Prediger bekannt die Patres J. Schneider O.M.J., A. Schaller O.M.J., H. Kelz O.M.J., K. Ackermann, O. M.J., W. Merx O.M.J., J. Sluga O.M.J. und der Marienbotenschriftleiter.

Missionare haben wir. Die meisten predigen in wenigstens drei Sprachen. Arbeit ist auch genügend da. Aber es heißt immer wieder: Die erste Pflicht geht allen anderem vor. Unsere Provinz zählt heute einhundert Patres. Arbeit wäre für einhundert-und-fünfzig vorhanden. Von einhundert Patres können wir nicht einmal zwei für die Missions- und Exerzitienarbeit freimachen.

Obwohl sich unsere Provinz fast ausschließlich mit der Pfarrseelsorge des Westens beschäftigt, sind unsere Patres doch keine Pfarrpriester. Die Pfarrgemeinden des Westens sind noch lange nicht was man so wirklich Pfarrgemeinde nennen könnte. Sie sind Missionsstationen, in denen echteste Missionsarbeit geleistet werden muß. Bis jetzt ist nur der Grundstock gelegt worden. Unsere Gemeinden sind organisiert, Kirchen und Pfarrhäuser sind gebaut und zum allergrößten Teil schuldenlos. So weit ist die Arbeit fertig.

Inzwischen haben sich jedoch neue, wahrste Missionsprobleme entwickelt. Die ersten Ansiedler, die zur Zeit unserer Pionierpatres als junge Leute aus Osteuropa nach Canada kamen, beginnen langsam die Kirchhöfe zu füllen. Mit ihnen stirbt der traditionelle katholische Geist dahin, den sie von drüben mitgebracht und hier bis heute noch trotzig hegen und pflegen. Ihre Söhne und Töchter sind anders. Immer mehr beginnen sie mit der Sprache,

mit den Sitten, und mit der Denkweise ihrer Väter zu brechen. An ihrem Glauben halten sie noch treu. Andererseits nehmen sie aber auch mit der Sprache vieles des öffentlichen rein protestantischen und vermaterialisierten Lebens Canadas an. Sie sind katholische Menschen ohne katholische Tradition. Die große Aufgabe, vor der wir gegenwärtig stehen, ist, diese Katholiken vor allem Materialismus zu bewahren, der sich hier zur Tradition zu entwickeln sucht, und ihnen zugleich eine eigene westkanadische katholische Tradition zu geben. Wenn uns das während der nächsten fünfundzwanzig Jahre gelingt, dann wird die St. Marienprovinz ihren ursprünglichen Zweck – katholische Seelsorgearbeit unter den Neueinwanderern – erfüllt haben.

Im Gratulationsschreiben, das der Generalobere der Oblaten der St. Marienprovinz aus Anlaß ihrer Jubiläumsfeier zusandte, war der Wunsch ausgedrückt, unsere Patres auch recht bald in der Heidenmission vertreten zu sehn. Bis jetzt konnten wir nur einen einzigen Pater aussenden. Es ist das der Pater B. Studer O.M.J., der im Yukon unter den Indianern arbeitet.

Die Heidenmission ist ein der Hauptarbeiten der Oblaten. Hier im Westen steht es immer noch sehr arm mit der katholischen Begeisterung für die Heidenmission. Unsere Leute haben zu lange selbst in Missionsverhältnissen leben müssen. Langsam beginnt das katholische Gemeindeleben geordneter zu werden. Zu einem geordneten katholischen Gemeindeleben gehört auch der Missionsgedanke. Unsere Kirchen und Häuser stehen da. Nun wird bald daran gedacht werden müssen, dem Herrgott alte Schulden abzuzahlen. Weder das Essen, noch das Sterben – noch das Glauben kann umsonst erhalten werden. Für alles muß gezahlt und zurückgezahlt werden. Denn seit der großen Kreuzstunde des Heilandes heißt unser Glaubenssatz: Einer für alle, und alle für alle und für den Einen!

Die St. Marienprovinz wird in Kürze an ihre Katholiken mit dem Missionsgedanken herantreten. Unser neuernannter Leiter des Marianischen Missionsvereins, der hochw. Pater Joseph Simon O.M.J., beschäftigt sich gegenwärtig mit der Ausarbeitung von Plänen, die den von uns betreuten Katholiken unsere katholischen Missionen ans Herz legen sollen. Die katholische Mission ist eine der Hauptsorgen der Kirche. Die Kirche aber sind wir, die einzelnen Katholiken. Darum muß die Missionssorge auch unsere Sorge und Gegenstand unseres Betens werden.

Unter dem Schutz und Schirm der Unbefleckten Jungfrau Maria, der Königin und Herrin der Oblaten, beginnen wir nun ein zweites Vierteljahrhundert. Überall in unseren Gemeinden betet man nun ihr zu Ehren den Familienrosenkranz. Viele unserer Pfarrgemeinden hatten auch voriges Jahr das Glück des Besuches der wundersamen Gottesmutterstatue von Cap de la Madelein. Möge sie unser Beten und unser Wirken leiten, auf daß von uns allen aufgebaut werde ein Land des Gotteslobes und des Gottesdienstes.

– Der Schriftleiter

Häusliches Glück

Müßte ich einem jungen Brautpaar einen Vorspruch in die eben begonnene Familienchronik schreiben, ich fände kaum ergreifendere Worte, als sie Paulus im Kolosserbrief an seine „Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten" richtet. Die Kirche hat sie mit kluger Absicht in den „Sonntag der Familie" gefügt. Eheleute, deren Chronik schon jahrelang mit goldener und schwarzer Tinte, mit Tränen, Herzblut, Arbeitsschweiß geschrieben ist, verstehen die Paulusbotschaft noch viel tiefer. So hebt sie an: „Leget als Auserwählte Gottes, als Geliebte an: herzliches Erbarmen, Güte, Demut, Sanftmut und Geduld. Ertraget einander und verzeihet euch, wenn einer gegen den andern eine Beschwerde hat."

Religioese Zweikaempfe auf dem Radio



von P. Joseph Schneider, O.M.I.

Es gibt neuerdings nicht nur friedliche Rundfunkdarbietungen auf dem Gebiet der Religion; man legt Debatten ein zwischen Vertretern verschiedener Weltanschauungen. Diese stehen sich dabei wie Boxer gegenüber und ringen allen Ernstes um die Oberhand.

Neulich hämmerte ein bolschewistischer Gottesleugner auf einen United Church Prediger los. Wie zu erwarten, verfocht er seinen Standpunkt mit kaltblütiger Roheit und unerhörter Dreistigkeit. Was dabei herauskam, war ein Gemüse aus Kraut und Rüben, zusammengeholt aus der Unkrautskammer aller modernen Irrlehren und Scheinwissenschaften. Beweise brachte er keine; er versteifte sich immer nur auf hartnäckige Wiederholung seiner kühnen Behauptungen. In Sachen der Herkunft des Menschen verkroch er sich, wie alle Liebhaber der krassen Entwicklungstheorie, im Dämmerlicht der fernsten Vorzeit; verschanzte sich hinter einem undurchdringlichen Wall von Millionen und Millionen von Jahren. Auch dem Evangelium gab er gelegentliche Fußtritte.

Vom Zuhörerraum erhielt er nicht viel Unterstützung. Nur der eine oder andere ergriff Partei für seinen greisenhaften Skeptizismus (Zweifelsucht). „Was haben wir von Christus, rief einer seiner Gesinnungsgenossen in die Versammlung hinein! Es wird immer mehr gelogen und betrogen. Die Welt wird immer schlechter, und Christus und Seine Kirche haben sehr geringen Einfluß auf die Gestaltung ihrer Sitten!"

Und der Prediger, der mit „Doktor" angeredet wurde? Er erwies sich beileibe nicht als den Stärkeren. Der Eindruck, den er machte, war eher mitleiderregend. Manchmal machte er seinem Gegner unerhörte Zugeständnisse und arbeitete ihm geradezu in die Hände. Einmal stimmte er ihm bei, es gebe keinen Schöpfer Himmels und der Erde. Er bestätigte seine Anschuldigung, daß Sanftmut und Milde, wie Christus sie in der Bergpredigt empfiehlt, die Menschen zu Sklaven erzögen und er niedrigten. Die Kirche, erklärte er, sei eine rein menschliche Einrichtung und die Zeit ihrer Unfehlbarkeit sei ein für allemal dahin. Auch betonte er einem Fragesteller gegenüber, der Kommunismus habe nichts von den Merkmalen einer Religion an sich.

Waren das nicht sonderbare Bekenntnisse für einen Mann, der tatsächlich mit einer Unzahl von Christenseelen zusammen das Credo betet? Der als Prediger des Wortes Gottes fähig sein sollte, den tiefsten Sinn der acht Seligkeiten aus dem Stegreif zu erklären? Der als Geistesbildner, seinem Beruf entsprechend, wenigstens in den Hauptgeistesströmungen der Gegenwart auf der Höhe des Wissens stehen sollte? Wie schade, daß er in Angriff und Abwehr so jämmerlich versagte! Hätte man ihm doch der guten Sache wegen einen durchschlagenden

Erfolg gegönnt! So endigte das, was als christlicher Siegeszug geplant war, in unglaublicher Ernüchterung und in einer peinlichen Niederlage. Nach meiner Überzeugung konnte es nicht anders enden. Denn das Unternehmen war seiner ganzen Anlage nach verfehlt und zum Mißerfolg verdammt. Vor allem war das Streitobjekt nicht genügend abgesteckt. Dem Gegenstand der Besprechung war viel zu weiter Spielraum gelassen. So jagte ein Problem das andere; kein einziges wurde gründlich erfaßt und erledigt. Keiner der Hauptredner sah sich dem Ansturm der gewaltigen Anforderungen gewachsen. Weise Beschränkung hätte hier die Grundregel sein sollen. Man muß sich für eine Debatte auf ein klar umrissenes Thema einigen. Das kann dann von den Hauptbeteiligten gründlich vorbereitet werden. Bei der Auseinandersetzung selber werden alle nebensächlichen Fragen grundsätzlich abgelehnt. All das sichert den Kämpfern das nötige Selbstbewußtsein und die wünschenswerte Schlagfertigkeit, und der Wahrheit den Sieg.

Diese Grundregeln waren leider von den Veranstaltern des Unternehmens, das ich im Auge habe, völlig außeracht gelassen worden. So muß man gar manches entschuldigen. Trotzdem verriet die Behandlung der aufgeworfenen Fragen auf der christlichen Seite einen bedauerlichen Mangel an Allgemeinbildung und religionsgeschichtlichem Wissen. Wären die vorhanden gewesen, hätten die meisten der behandelten Gegenstände in kurzen Worten volkstümlich und eindrucksvoll abgetan werden können. Wie einfach kann z.B. der Vernunftbeweis für das Dasein eines Schöpfers geliefert werden. Unsre Erde war doch einmal so wie die Sonne ein ungeheures Glut- und Feuermeer. Im Laufe der Zeiten kühlte sich ihre Oberfläche ab. Es bildete sich wertvoller Fruchtboden. Pflanzen und Tiere erschienen und zuletzt der Mensch. Wo kamen sie her? Nicht einmal die Samen zu einer Vegetation hätten vor der hochgradigen Abkühlung der Hitze des anatomischen Vergasungsprozesses standhalten können. Mit andern Worten, „Das" was nicht war, mußte geschaffen werden. Das aber setzt einen Schöpfer voraus. Und all das ist eine Forderung der Vernunft; es ist wahre und höchste Wissenschaft.

Mit Leichtigkeit läßt sich die Notwendigkeit einer Kirche mit unfehlbarer Lehrautorität darlegen. Christus wollte Seine Himmelsbotschaft für alle Geschlechter erhalten wissen. Deshalb durfte Er ihren Sinn und Inhalt nicht menschlicher Laune und Willkür überlassen. So schützte Er sie durch das Versprechen seiner immerwährenden Gegenwart und das Charisma (Wundergabe) des Hl. Geistes. „Ich werde bei euch sein alle Tage bis zum Ende der Welt" und „Die Mächte der Hölle (des Irrtums) werden meine Kirche nicht überwältigen." Hat das einen Sinn oder hat es keinen? Was könnten wir übrigens mit einer Kirche anfangen, die uns kein sicheres Geleite ins Jenseits verbürgt? Die uns dem frostigkalten Nebeln des Zweifels und der Verzweiflung überläßt? Die uns Zeitungsmeinungen auftischt statt ewiger Wahrheiten? Solch eine Kirche wäre ein Unding, ein Widerspruch in sich.

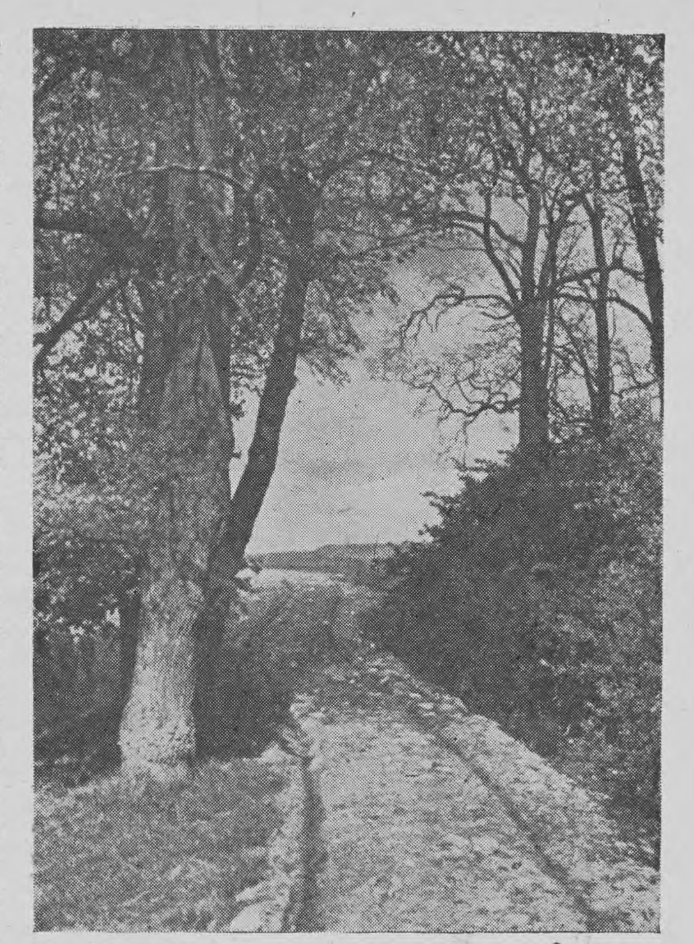
Auch dem tiefinnersten Wesen des Kommunismus, sollte man meinen, könnte sich heute keiner mehr verschließen. Die Bewegung übt unbestreitbar auf weite Kreise eine mächtige Anziehung aus. Wie könnte sie es, beschränkte sich ihr Charakter auf den einer politischen Partei! Sie ist viel mehr als das. Sie ist Hunderttausenden zu einer Weltanschauung und zu einem religiösen Erlebnis geworden. In Rußland hat sich der Kommunismus mit der orthodoxen Kirche zu einer Einheit verschmolzen. Er hat sich der panslavistischen Idee verbunden, die seit Jahrhunderten im Volk genährt wurde und ihm nun als National- und Rassenstolz im Mark der Knochen sitzt. Er hat sich, wie die neueste Geschichte seiner Entwicklung beweist, dem internationalen Atheismus (Verband der Gottesleugner) vermählt. Ist den kapitalfeindlichen Massen des Auslandes als Stern der Hoffnung aufgegangen. Sie schauen nach Moskau hinüber als der Stadt des Lichtes und auf Stalin als ihren Messias (Erlöser) gegen wirtschaftliche Versklavung, als den Wiederhersteller ihrer Menschenwürde und den Bringer einer neuen Weltordnung. „Das Kapital" von Marx hat ihnen das Evangelienbuch ersetzt. Die Ideale, die das Manifesto predigt, haben ein neues Sittengesetz geschaffen und geformt, das selbst die verwerflichsten Mittel zu ihrer Verwirklichung gutheißt. Und an dieser Verwirklichung arbeiten die Söhne Lenin's seit Jahren mit fanatischer Wut und mit dem glühenden Bewußtsein einer weltweiten Schicksalsverbundenheit. Welche Kurzsichtigkeit, den Kommunismus nur einer politischen Partei gleichstellen zu wollen!

Wie schön ließe sich sodann an Ereignissen und Persönlichkeiten der Vergangenheit die Berechtigung der Sanftmut und des unbewaffneten Widerstandes beweisen. Hat nicht Gandhi durch seine Hungerproteste die Verbissenheit des englischen

Bulldogs besiegt? Hat nicht Christus durch Seine Lammesgeduld den Satan und dessen Helfershelfer überwunden? Wer wollte beide Schwächlinge oder Sklavenseelen nennen? Sie sind ohne einen einzigen Schwertstreich Welteroberer allerersten Ranges geworden.

„Wo kämen wir hin," schrie unser Gottesleugner, „wenn wir der Gewalt (vgl. Korea) nicht mit Gewalt entgegentreten wollten! Wenn wir dem, der uns auf die rechteWange schlägt, auch noch die linke hinhalten wollten!" Wir sagen: Der Heiland hat gewisse Fälle unumgänglicher Notwehr vorausgesehen und anerkannt. Hat mit Bezug darauf das starke Wort gesprochen: „Ich bin nicht gekommen, faulen Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Aber grade so sehr besteht Er darauf, daß solche Maßnahmen immer nur die Ausnahme bleiben müssen, und so bleibt Seine Seligpreisung für Sanftmut und Milde für ewig die goldene Regel für die Handhabung menschlicher Zusammenstöße. Ein rasender Elephant wird stets am leichtesten durch den unerwarteten Anblick eines niedlichen Schäfleins besänftigt, und die zerschmetternde Kraft einer Kugel am wirksamsten in einem Haufen Wolle zuschanden gemacht. In ähnlicher Weise bewährt sich im Verkehr von Mensch zu Mensch der Grundsatz: Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun. Lieber Opfer bringen im Dienste des Friedens und gegenseitiger Verständigung als sich durch Zank und Streit das Leben versauern. Auf breiter Grundlage, wie z.B. in der Arbeiterfrage, heißt es lieber langsam Fortschritt machen durch jahrelange Reformbemühungen als blutige Revolution mit gleißendem Anfangserfolg und unerträglichem Dauerelend hinterher. (vgl. Rußland) Selbst auf der internationalen Ebene lohnt es sich eher Streitigkeiten mit friedlichen Mitteln zu schlichten, als immer gleich zu den Waffen zu greifen. Ein Krieg hat noch nie verwickelte Fragen gelöst sondern immer neue geschaffen.

Zur gründlichen Erledigung all dieser Dinge fehlte es in der Versammlung, wie gesagt, an allen nötigen Voraussetzungen. Man feuerte sich ohne Unterlaß neue Fragen ins Gesicht. Oftmals wurde der springende Punkt garnicht erfaßt. Man arguierte an einander vorbei. Auch nicht einer wagte seinem Unbefriedigtsein Luft zu machen oder einen Verbesserungsvorschlag anzubringen. Der Großteil der Zuhörerschaft schien grundsätzlich auf Seiten des christlichen Predigers zu stehen. Dennoch



Stiller Weg

fiel es keinem ein, zur Verteidigung der Wahrheit dazwischen zu greifen. So wurde nicht einmal der Angriff auf des Heiland's Riesenwerk zum Besten der Menschheit sieghaft zurückgewiesen. Und es wäre doch eine Kleinigkeit gewesen, das Glück der erlösten Welt dem bitteren Los der Völker ohne Christus gegenüber zu stellen. Und wenn der Gottmensch mit seinen Idealen nicht überall durchdringt, ist das etwa S e i n e Schuld? Christi Religion ist keine Zeitbombe, die in einer mechanischen Gewaltaktion die höhere Sittlichkeit erzwingt. Sie ist und bleibt ein Angebot an den freien Menschenwillen. Wie könnte man für das Trauerspiel menschlichen Versagens den Sohn Gottes verantwortlich machen! Es ist die Feigheit der Schwachen und die Bosheit der Mächtigen, die Seinem Wirken überall die schwersten Hindernisse in den Weg wirft. Trotz allem hat Christi Erlösungstat einen neuen Menschheitsfrühling heraufgebracht, der Seine Segnungen wie

einen Blütenregen auf alle Stände der Gesellschaft herniederschauert.

So verlief die Veranstaltung ergebnislos. Die beiden Parteien auf der Bühne hielten sich die Stange. Der angerichtete Schaden war größer als der Nutzen. Denn das Ganze mußte in den Zuhörern den Verdacht erregen, als stände das Gebäude der christlichen Weltanschauung auf wackligen Füßen.

Kein Wunder, sagte ich mir, daß die katholische Kirche solche Debatten unter strengste Aufsicht gestellt hat. Sie weiß, es kommt nicht viel dabei heraus. Sie weiß auch, daß sie unter Umständen ganz und gar ihren Zweck verfehlen. Es braucht nur auf der christus- und kirchenfeindlichen Seite ein geriebener Witzbold zu stehen, der die Lachmuskeln des Publikums zu kitzeln versteht, und der Zweck der Übung wird ins direkte Gegenteil verkehrt. Der Spötter wirft seine beißenden Bemerkungen ins Volk und reißt damit seinem Gegner die Siegespalme aus der Hand. Es wird gelacht, Beifall gebrüllt und mit den Händen geklatscht. Der königliche Glanz der Wahrheit wird im sprühenden Wirbel des allgemeinen Aufruhrs verschlungen; Irrtum und Falschheit in täuschender Scheingröße stehen in ihren Vertretern siegreich auf der Walstatt.

Der Debatte, der ich lauschte, blieb dieses traurigste aller Endschicksale erspart. Dennoch muß ihr Gesamtergebnis als höchst unbefriedigend bezeichnet werden. Daran änderte auch nichts das Glaubensbekenntnis eines Predigers aus der Menge, der in einer Zusammenfassung erklärte: „Ich suche zuerst das Reich Gottes und alles andere fällt mir von selber in den Schoß." Noch weniger änderte etwas daran die Erklärung eines wohlgesinnten Beobachters, daß all die Unverfrorenheit des Gottesleugners in ihm den Glauben nicht geschwächt hätte. „Mag sein", dachte ich mir; „aber gestärkt hat sie ihn noch weniger!"

Es gibt kein schöneres Bild menschlichen Wohlseins als eine Familie, die durch den Geist der Liebe belebt wird; kein schrecklicheres, als ein durch Uneinigkeit zerrüttetes Hauswesen.

● ● ●

Die Familie ist die Quelle des Segens und Unsegens der Völker.

Gotteswort

Dies ist mein Gebot: Liebet einander wie ich euch geliebt habe. (Joh. 15, 12.)

Geliebte, laßt uns einander lieben!
Die Liebe stammt von Gott!
Wer die hat , hat sein Leben aus Gott und erkennt Gott!
Wer keine Liebe hat, kennt Gott nicht.
Gott ist ja die Liebe! (1Joh. 4, 7, 8.)

Nicht wir haben Gott geliebt, sondern er hat uns geliebt und seinen Sohn uns gesandt als Sühnopfer für unsere Schuld. Geliebte, wenn Gott uns so sehr geliebt hat, dann müssen auch wir einander lieben. (1 Joh. 10, 11.)

Wenn jemand sagt: ich liebe Gott, dabei aber seinen Bruder haßt, so ist er ein Lügner! Wer den sichtbaren vor ihm stehenden Bruder nicht liebt, kann auch den unsichtbaren Gott nicht lieben.

Wir haben also das Gebot von ihm: Wer Gott liebt, soll auch seinen Bruder lieben.
1 Joh. 4, 20, 21.)

Wer keine Liebe hat, bleibt im Tode.
Jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Mörder.
Ihr wißt, daß kein Mörder das ewige Leben in in sich trägt. (1 Joh. 3, 15.)

Wer die Güter dieser Welt besitzt und seinen Bruder Not leiden sieht und doch sein Herz vor ihm verschließt: wie kann in einem solchen die Liebe Gottes wohnen? (1 Joh. 3, 17.)

Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist gütig,
die Liebe ist nicht eifersichtig.
Sie handelt nicht ehrgeizig,
sie prahlt nicht, überhebt sich nicht,
sucht nicht das Ihre,
kennt keine Erbitterung,
trägt das Böse nicht nach.
Am Unrecht hat die Liebe kein Wohlgefallen!
Mit der Wahrheit freut sie sich.
Alles trägt sie, alles glaubt sie,
alles hofft sie, alles duldet sie.
Die Liebe hört niemals auf.
Trachtet nach der Liebe! (1 Kor. 13, 4–7)

Bleibet niemand etwas schuldig als die gegenseitige Liebe. Wer den Nächsten liebt, erfüllt das ganze Gesetz! (Röm. 13, 8.)

Laßt uns einander lieben – nicht allein mit Worten und mit der Zunge, sondern in der Tat und Wahrheit. (Joh. 3, 18.)

Sein Almosen

Skizze von Henriette Brey

„Und dann noch eins, mein lieber junger Konfrater," schloß der alte Pfarrer, mühsam dem kranken Bein eine andere Lage gebend, „. . . ein wohlgemeinter Ratschlag! Ich möchte natürlich Ihrer Wohltätigkeit keine Schranken setzen, aber — trau, schau, wem! Nicht gar zu offene Hand haben! Nicht immer gleich alles für bare Münze nehmen! Die Leute hier sind gut, gewiß — aber, es gibt überall schwarze Schafe, die sich nicht scheuen, unter dem Deckmantel des Elendes die Güter ihrer Mitmenschen auszubeuten. Darum nicht zu leichtgläubig sein! Sie sind jung und unerfahren und scheinen ein weiches Herz zu haben — solch eifrige Johannesseelen aber möchten gleich mit beiden Füßen ins Himmelreich springen. Also: vernüftig sein!"

Er sprach zuletzt scherzend, aber es zitterte doch eine leise Wehmut in seiner Stimme.

Der Angeredete warf einen forschenden, halb ungläubigen Blick auf sein Gegenüber, neigte aber schweigend den Kopf.

Er war noch sehr jung. Es war seine erste Stelle. Auf seinem Gesicht lag noch die ganze Reinheit und der Idealismus der Jugend und die Heiligkeit seines Standes.

Er lächelte. Ein schönes, vertrauensvolles Lächeln.

Ach nein, die Armen und Notleidenden, seine Lieblinge, die würden ihn doch nicht betrügen wollen! Der alte, kranke Herr sah zu schwarz. Aber „vernünftig" wollte er sein — gewiß, das nahm er sich vor.

Mit freundlichen Dankesworten für die herzliche Aufnahme und die guten Ratschläge verabschiedete sich der junge Priester von seinem greisen Pfarrer, dem er als Hilfskraft beigegeben war, und ging durch die dämmernde Dorfstraße seiner Wohnung zu.

In den Haustüren standen hier und dort Leute und schauten wohlgefällig der schlanken, feinen Jünglingsgestalt nach, Kinder liefen quer über die Gasse und gaben ihm ihre schmutzigen Händchen. Vom Kirchsteig her humpelte ein altes Weibchen mit verrunzeltem Gesicht. Bei seinem Anblick blieb sie stehen.

„Gelt, Se san der neue Herr Kaplan?" fragte sie zutraulich. „Ach, da b'suchen Se auch meinen kranken Matthes, gelt? Se haben so a gut's Gesicht, . . . ich mein', Se hätt'n a Herz für uns arme Leut' . . ."

Der Kaplan errötete leicht. Wie vertrauensvoll die Leute waren!

„Gewiß, gute Frau, recht gern komme ich. Wo wohnen Sie denn?"

„Da 'nunten auf de Wassermühl' zu." Sie zeigte mit ihrem Krückstock über die Schulter.

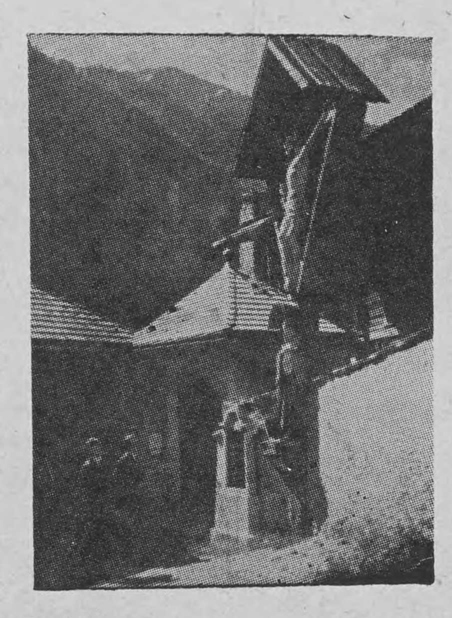
„Gut, morgen nachmittag komme ich zu ihnen, Mütterchen," beschied er freundlich und die Alte humpelte befriedigt weiter.

Wieder lächelte der junge Priester. Nein, — er wollte das Vertrauen dieser guten Leute nicht enttäuschen. Nach Kräften wollte er ihnen wohltun!

Er liebte von jeher die Armen und Kranken. Schon als Schulkind hatte er mit ärmeren Kindern sein Butterbrot geteilt, und seine größte Freude war es gewesen, wenn er seine Mutter auf ihren Krankengängen begleiten durfte.

Wie hatte er sich gesehnt, wie glücklich war er, jetzt endlich seinem Herzen folgen zu dürfen. Wie süß mußte es sein, recht viele Tränen trocknen, Leiden und Armut lindern zu können! Er gelobte es sich, soviel es ihm möglich war, „allen alles zu werden"! —

Noch keine zwei Wochen waren verflossen, da kannte der „neue Kaplan" fast sämtliche Pfarrangehörigen, ihre Anliegen, Nöte



Die gekreuzigte Barmherzigkeit

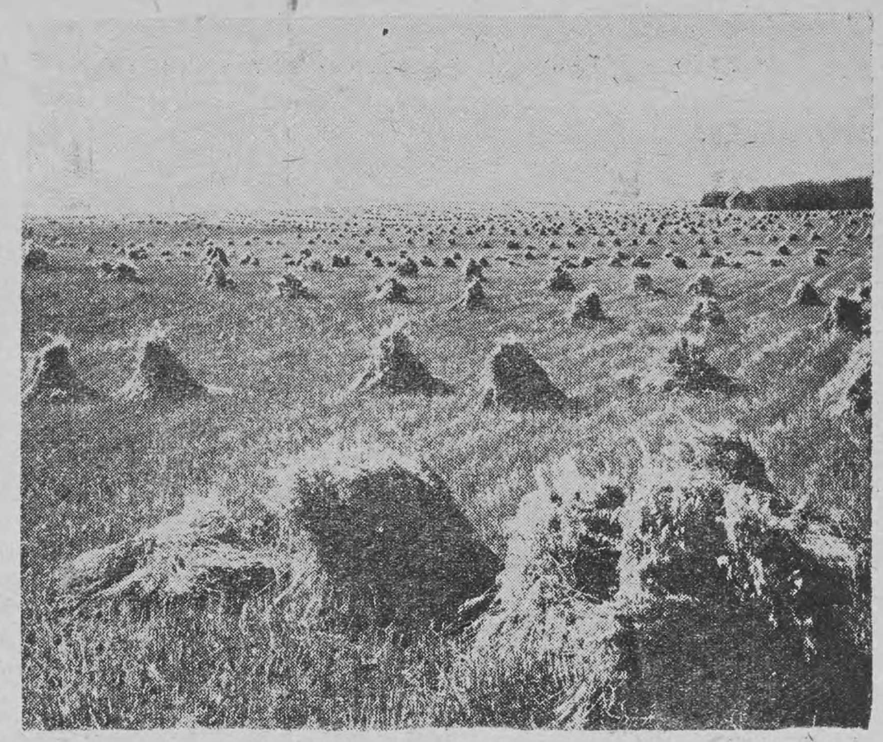
und Sorgen. Da der kranke Pfarrer ihn nicht begleiten konnte, war er einfach selbst von Haus zu Haus gegangen, um die Leute zu besuchen. Wenigstens kannte er die Frauen, die Kinder, die Alten; denn die Männer waren meistens auf dem Felde oder in den Werkstätten beschäftigt. Seine Herzlichkeit und liebevolle Teilnahme erwarben ihm überall Zuneigung und Vertrauen.

In manches leidvolle Herz hatte er schon hineingeschaut. Er hatte geduldiges, stilles Gottvertrauen und verborgene Größe im schlichten Werktagskleid gefunden, auch viel Not und Elend, verschuldet und unverschuldet. Er hatte Trost und Ermunterung geben, Wohltaten senden dürfen. Und schon mehr wie einmal war abends eine dunkle Gestalt um die Ecke seiner Wohnung gehuscht — die Armen und Notleidenden wußten ihn gar wohl zu finden!

Seine Haushälterin, eine bejahrte Verwandte, murrte manchmal, er werde noch den letzten Groschen seines schmalen Kaplansgehaltes weggeben und selber Hunger leiden. Und im jungen Haushalt fehle doch noch soviel Notwendiges. Er müsse die Leute nicht gleich so verwöhnen!

Aber er lachte zu ihren Vorstellungen. Er wußte recht wohl, daß die kleinen Ersparnisse der guten alten Dame selber zu den Armen wanderten. — —

Es war Sonntag, und der junge Kaplan saß ermüdet an seinem Schreibtische. Er hatte noch keine Zeit zum Brevier gefunden. Der Sonntag brachte ihm, da der alte Pfarrer nur eine stille heilige Messe zelebrieren konnte, stets ein gerütteltes Maß Arbeit. In der Frühe einige



So sehen dieses Frühjahr unsere Felder aus. Die langen Herbstregen ließen unsere Farmer nicht zum Dreschen kommen. So heißt es denn jetzt im Frühling: Altes ernten, Neues säen!

Stunden Beichthören, um zehn Uhr Hochamt mit Predigt, nachmittags gewöhnlich noch irgend eine Bruderschaftsandacht, Vereinsarbeiten, Krankenbesuche und dergleichen.

Heute war er besonders abgespannt. Er war nicht recht wohl, und auch die Predigt hatte ihn etwas angegriffen.

„Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan . . ." lautete der Vorspruch. Und all seine Begeisterung, seine innige Liebe zu den Enterbten des Lebens, — den Armen, Kranken, Gedrückten, Zertretenen — hatte er ausströmen lassen zu einer ergreifenden Apotheose der Nächstenliebe.

Da schellte es draußen — das zaghafte, schüchterne Schellen der Bittenden.

Der Kaplan öffnete selbst. Eine Frau in ärmlichen Kleidern, das geflickte Kopftuch tief in die Stirn gezogen, trat ein. Sie blieb im Hausflur stehen und lehnte sich schwerseufzend gegen die Wand, etwas Undeutliches murmelnd. Ein Schwächeanfall schien sie zu überkommen.

„Wo fehlt es, gute Frau?" fragte er freundlich, sie ins Zimmer treten lassend. Die Not mußte groß sein, daß sie in der Mittagshelle um Hilfe zu ihm kam.

Die Frau fing bitterlich zu weinen an.

„Ach, Herr Kaplan — wenn Sie uns doch helfen könnten — wir sind so arm — die Leute sagen — Sie seien so gut. . . ."

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Erst nach längerem, gütigem Zuspruch erzählte sie, daß ihr Mann so krank sei und schon drei Wochen nichts ver-

dient habe. Der Jude habe ihnen schon das Schwein aus dem Stalle geholt, und wenn sie bis morgen nicht die fehlenden acht Mark Zinsen zahlten, würde ihnen das Häuschen über dem Kopfe verkauft.

Wieder brach sie in Schluchzen aus und bat ihn flehendlich um Hilfe.

Das war freilich eine schlimme Sache! Wie sollte er da helfen? Denn geholfen mußte dem armen Weibe werden, das stand sofort fest bei ihm. Aber er hatte tatsächlich „den letzten Groschen" ausgegeben und sann vergebens auf einen Ausweg, während er die weinende, abgehärmte Frau mitleidig tröstete. . . .

„Was fehlt Ihrem Mann und wo arbeitet er sonst? fragte er dazwischen.

„Er schafft im Holz. Beim Fällen hat ihm ein schwerer Baumast den Arm aufgeschunden, 's ist eine große Wunde, er kann vor Schmerzen den Arm nicht bewegen."

„Der Arme! Das ist wohl geschehen, ehe ich hierher kam? Wenigstens habe ich von dem Unglücksfall nichts gehört."

„Ja, ja — schon vor einigen Wochen," sagte die Frau hastig.

„Was sagt denn der Arzt dazu?"

„Ach, wir armen Leute haben kein Geld für einen Arzt. Der Schäfer kuriert ihn schon, der versteht das."

„Wie heißt Ihr Mann?"

„'s ist der „rote Gerd" — Gerd Fortmanns heißt er," sie sagte es etwas zögernd.

„Ach, ich weiß, dann wohnen Sie draußen am Rand der Heide," erinnerte er sich. „Ich war neulich da, aber das Häuschen war verschlossen."

Die Frau wurde etwas rot. „Ja — da war ich draußen auf dem Felde — — und mein



Beschirme unser Brot!

Mann hat es wohl nicht gehört, daß jemand an der Tür war. . ."

„Ich will ihn dieser Tage mal besuchen und nach dem kranken Arm sehen," versprach der Geistliche freundlich.

„Ach nein — Herr Kaplan," die Frau war sichtlich verlegen, „das ist . . . das können wir nicht verlangen — es sieht auch nicht sehr ordentlich bei uns aus, wir sind zu arm. Und . . . und mein Mann ist darin so eigen."

„Schon gut, liebe Frau," beruhigte er sie. Gewiß schämte sich der Mann, Almosen zu empfangen. Die Armen haben oft mehr Ehrgefühl, als man glaubt, dachte er.

Die Frau hatte die Schürze vors Gesicht geschlagen und weinte wieder vor sich hin.

Ratlos zerbrach er sich den Kopf, wie er der armen Frau diese Sorge abnehmen könnte. In einigen Tagen würde er das Geld vielleicht zusammen bekommen. Aber es mußt h e u t e noch sein, der Jude wartete nicht, das wußte er. Der würde sofort das Häuschen versteigern lassen.

Ein Gedanke schoß ihm plötzlich durch den Kopf: er hatte ja neulich sechs Mark auf die Seite gelegt, um sich dafür ein Buch anzuschaffen, das er sich seit Jahren ersehnt und wofür stets die Mittel gefehlt hatten.

Gott sei Dank! Das war Rettung. Die mußten jetzt geopfert werden. In Gottes Namen!

Ohne Besinnen öffnete er den Schreibtisch und suchte darin herum. Der Gedanke, daß er mit diesem Opfer auf seinen Lieblingswunsch verzichtete, ließ den jungen Priester keinen Augenblick zögern.

„Hier sind sechs Mark, gute Frau,„ sagte er herzlich, „mehr kann ich Ihnen jetzt leider nicht geben. Ihr Gläbiger wird sich aber gewiß damit zufrieden stellen und mit dem Rest einige Tage Geduld haben, nicht wahr? Dann können Sie die fehlenden zwei Mark hier holen." —

Die beglückte Frau erschöpfte sich in überschwenglichen Dankes-

bezeugungen, rief laut den Segen Gottes auf ihn herab und ging dann eilig weg. —

Der Kaplan aber ging zur Kirche, denn es läutete zur Vesper.

„Wie gut, daß ich das Geld noch hatte!“ dachte er auf dem Wege, „nun ist doch vorerst geholfen. Ich muß aber doch sehen, wie die Leute aus den Händen des Juden zu befreien sind.“

Freilich den Betrag für das Buch würde er wohl nicht mehr zusammenbekommen, denn die Anforderungen an ihn würden eher wachsen, als vermindern.

Er seufzte ein wenig — er hatte sich doch so darauf gefreut! Aber sofort unterdrückte er diesen Gedanken. Nein, kein schwächliches Bedauern sollte den Wert des Liebeswerkes vermindern! „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan!“ —

Ehe der Tag zu Ende ging, hatte der gute Kaplan noch eine besondere Freude. Eine alte, fromme Seele übergab ihm ein paar Mark „für die Armen!“

Er war hocherfreut. Das hatte der liebe Gott aber mal gut gefügt! Nun waren doch seine Schützlinge aus ihrer Sorge erlöst. Gleich morgen wollte er zu ihnen gehen.

Seelenfroh setzte er sich endlich an den Schreibtisch und nahm die Zeitungen zur Hand — stand aber gleich wieder auf. Warum erst morgen? Warum nicht gleich heute noch?

Er sah auf die Uhr. Es war nicht mehr sehr früh und er fühlte sich todmüde. Aber — er stellte sich die Freude des kranken Mannes und der elend aussehenden Frau vor, nahm kurz entschlossen seinen Hut und ging. —

Ein früher Herbstabend war hereingebrochen. Es dunkelte bereits stark, als er die Dorfstraße hinter sich ließ und den Feldweg einschlug, der zu dem Häuschen am Saume der Heide führte.

Weiße Nebel flatterten über den Weg, durchfeuchteten seine Kleider und verhüllten schattenhaft die Umrisse der zerstreut liegenden Hütten und Gehöfte.

Nach einer Viertelstunde hatte er das Häuschen des „roten Gerd“ erreicht. Er freute sich auf die Überraschung. Sie konnten ihn nicht kommen sehen, denn die Türe und Fenster der elenden, baufälligen Baracke lagen seitwärts, und zudem war es jetzt völlig dunkel.

Schnell ging er auf die Haustüre zu, blieb aber nach wenigen Schritten erstaunt stehen: aus dem Innern drang lautes Stimmengemurmel, mit Ausrufen und Lachen vermischt. Befremdet trat er an das niedrige Fenster, dessen schiefhängende Laden bald aus den Angeln fielen und nur halb geschlossen waren.

Er warf einen Blick hinein, — und alles Blut wich aus seinem Gesichte. . . . .

Mit bebenden Händen stützte er sich auf das Fensterbrett. Bis in die Lippen erblaßt, starrte er in den von Tabaksqualm und Dunst erfüllten Raum.

Ein paar verwildert aussehende Männer in Hemdärmeln saßen lachend und lärmend am Tische und ließen die Branntweinflasche kreisen. Am Ofen, wo in einer Bratpfanne eine Anzahl Würste zischten, hantierte eine Frau von frechem, unordentlichem Äußeren, in der man kaum die demütig flehende Bittstellerin

---

Der ewige Dank

Ich danke dir für jeden Baum und seine
hohe Schönheit,
wie für die Blume, die niemand sieht, die
niemals Frucht wird.
Für deine Sonne dank' ich dir und für
den Sturm,
für jeden lauen Regen, für jeden dieser
blauen Tage,
auch für die Nacht und ihren Blütentraum.
Mit jedem Vogeltriller dank' ich dir für
Alm und Quelle,
für den weißen Berg. . . .
Wenn sein Gletscher bricht und seine Wasser
meine Hütte ins Verderben tragen;
Wenn der Schauer meine Saat zerschlägt
und der Donner den Eichenbaum fällt,
der mir Schatten und Ergötzung gibt —
Immer weiß ich: Alles geht dahin,
Mai wie Winter, Wonne, Weh und
Schrecken.
Du aber bleibst mir, Gott, mein Gott,
Ewiger Frühling meiner Seele!

von diesem Morgen vermuten konnte.

Sie schien eben etwas erzählt zu haben, denn die Männer brachen in ein wieherndes Gelächter aus und klatschten ihr dröhnend Beifall. Einer von ihnen, ein langer, rothaariger Mensch, offenbar der „Kranke,“ schwang in der einen Hand die Schnapsflasche, in der anderen ein gefülltes Glas und stimmte ein wüstes Lied an, in das alle einfielen, während sie mit den Füßen trampelten und mit den Fäusten auf den Tisch schlugen, daß die Gläser aufsprangen.

„Das muß ich sagen, Roter, deine Frau weiß die Sache aber anzupacken!“ rief ein alter Weißbart mit verschwommenen Augen und der widerlichen Physiognomie des Gewohnheitstrinkers dazwischen. „Gleich zwei Taler loszuklappen — alle Achtung! Der Pastor tut's so nobel nicht! Davon können wir mal flott zechen!“

„Ja, meine Alte, die versteht's!“ prahlte der „rote Gerd,“ der sich jeden Augenblick neu eingoß, „komm her, Alte, sollst leben!“

Die ganze betrunkene Gesellschaft stieß mit dem Weibe an, das die Flasche an den Mund setzte.

„Er wurde so weich wie Butter, als ich ihm meine Not klagte,“ spottete das Weib frech, „ich habe aber auch geflennt wie eine Trauerweide.“

„Na, da muß ich meine Alte auch mal hinschicken,“ höhnte einer, „sie kann unsern buckeligen Jungen mitnehmen; wenn der gute Kaplan den sieht, geht ihm das Herz auf wie Kuchenteig, und es fällt sicher was Ordentliches ab.“

Johlendes Gelächter folgte diesem „Witze.“



Waldblume

„Jungens,“ schrie der rote Gerd, „wir müssen ihn hoch leben lassen!“

Lärmende Zustimmung. Die Frau goß sich Schnaps in eine Tasse und schwang sie hoch. Alle erhoben die Gläser. Lachen, Lärmen, Schreien.

„Hurra! unser neuer Kaplan soll leben! Und seine zwei Taler daneben!“

— — — — — — — — —

Einer aber lehnte draußen an der kalten Mauer mit bleichem Gesicht und totwundem Herzen.

Die Hände hielt er gepreßt. Mit weitgeöffneten, todestraurigen Augen starrte er ins Leere. Er fühlte es nicht, daß zwei große Tränen langsam über seine Wangen rollten. — Mitten, mitten ins Herz hatte es ihn getroffen. . . . .

Langsam, wie unter einer schweren Last gebeugt, mit müden, schleppenden Schritten ging er durch den schweigenden Abend dem Dorfe zu. . . . .

Erinnerungen aus dem Hl. Jahr

von Hieronymus Peregrinus

Deutschland auf dem Broadway und anderswo.

Man braucht nicht nach New York zu gehen, um auf Spuren deutscher Arbeit und deutschen Fleißes zu stoßen. Überall in Canada und tief in den Vereinigten Staaten, so wie weit drunten in der südlichen Hälfte des Amerikanischen Erdteiles findet man sie von Küste zu Küste. Deutsche Weizenbauern und Kaffeepflanzer; Deutsche Metzger und Bierbrauer; Deutsche Geschäftsleute und Zeitungsunternehmer; Deutsche Taxi-driver und Missionare. Deutschstämmige Grenzbeamte kontrollierten meine Papiere bei meinem Übergang von Canada in die Staaten im Gebiet der großen Seen. Sie freuten sich sichtlich ihres Zusammentreffens mit mir auf dem Zug und hätten mich sofort nach Übersee begleitet, wenn sie nur gekonnt hätten.

Was das Deutschtum in New York so anziehend macht, ist wohl der Umstand, daß es von der Riesenstadt in keiner Weise ausgelöscht oder verschlungen wird, sondern überall aufgedrängt wird. In Lebensmittelhandlungen und Bäckereien trifft man deutsche Angestellte. Sie verkaufen Münzenmaier's Bauernbrot, hergestellt aus Pumpernickel, Weizen, Roggen, Wasser und Salz. In Reklame-Anschägen an den Straßenecken streckt dir ein fröhlich-behäbiger Lebemann einen kühlen Trunk entgegen: Rheingold is my beer. Und er lacht gar herzhaft dabei. Ich wundere mich nicht, denn es schmeckt ganz ausgezeichnet. „Schlitzbräu made Milwauke famous" zuckt es in Flammenzeichen an den Flanken der Wolkenkratzer am Times Square entlang. Und ich glaub es gerne. Deutsche Tonkünstler halten stets den Ehrenplatz unter den Meistern der Metropolitan Opera. Ich hatte das Vergnügen, Wagner's Lohengrin zu sehen.

So geht es mit Amerika wie es mit Frankreich ging zur Zeit der Deutsch-Französischen Spannung in 1908. Der Kaiser hatte einen Kreuzer nach Marocco entsandt. Paris zitterte vor Erregung. „Deutschland in Agadir," wisperte man sich zu auf der Straße. Man debattierte es im Parlament. Ein Abgeordneter verlor die Ruhe nicht. „In Agadir?", rief er dazwischen; „er ist hier in Paris, mitten auf den Elisäischen Feldern". Und so war es. Deutsche Wurst, deutsches Bier, deutsche Musik hatten sich schon damals die Welt erobert.

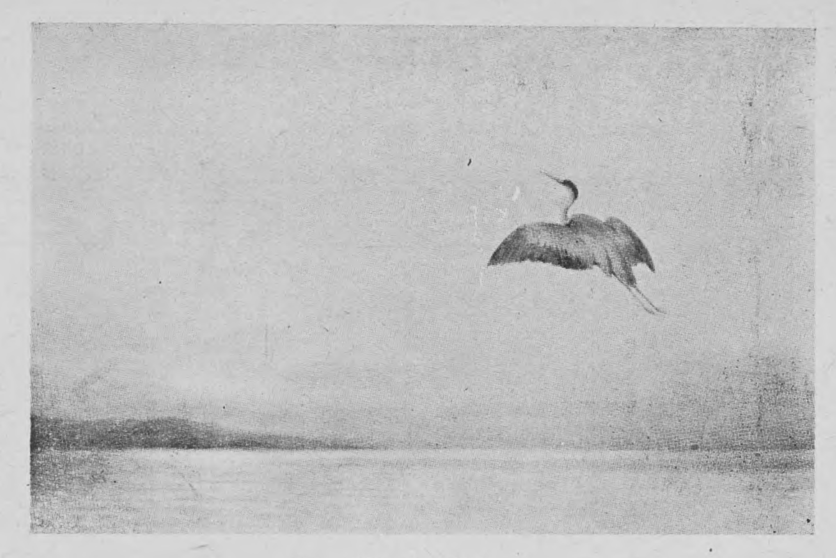
Auf dem Schiff traf ich ein junges Ehepaar, das Deutsch verstand. Sie schienen die einzigen zu sein unter den überwiegend Italienischen Passagieren und Mannschaften. Doch im Laufe der langen Überfahrt bot sich manche Gelegenheit zu freundlicher Aussprache, besonders beim 4 Uhr Tee. Und siehe da, unter dem Küchen-und Speiseraumpersonal entdeckte ich eine Reihe Österreichischer Seeleute aus Triest. Trauriges Los dieser Armen! Mit ihrer Heimatstadt aus dem Verband Alt-Österreichs heraus gerissen, sehen sie sich zum Dienst unter fremder Flagge verurteilt, um sich ihr Brot zu verdienen.

Auf italienischer Erde mehrten sich die Berührungspunkte mit der Deutschen Heimat. In der Umgegend von Neapel traf man gelegentlich blauäugige, blonde Germanen ans dem Tirolerland. Wie traurig, daß Hitler das urdeutsche Südtirol zur Förderung der Axispolitik an Mussolini verschacherte. Seine Bewohner treibt nun die Suche nach lohnender Beschäftigung über die Halbinsel hinweg.

Was mich ganz besonders anheimelte, waren die Ginstersträucher im Krater von Solfatara. Ein oberflächlicher Kenner denkt im Gesamtbild von Neapel meist nur an die Zwillingskuppen des Vesuv, die wie mächtige Eckpfeiler am Südende der Stadt emporragen. Der ältere davon ist ganz erloschen, nachdem er im Jahre 79 nach Chr. Pompeji mit feurigem Aschenregen zugedeckt und Herculaneum mit glühender Lava vernichtet hatte. Der jüngere hat 1906 das alte Bosche Tre Case an seinem Abhang erledigt, um sich 1944 ein letztes Mal auszutoben. Seitdem ist er sehr zahm geworden. Man muß seine Augen wahrhaft anstrengen, um die aus-

strömenden Gasdämpfe überhaupt noch wahrzunehmen. Das ist nun nicht bei weitem das ganze Bild von Neapel. Denn die Stadt liegt wie im Halbkreis ihrer ganzen Länge nach an der Meeresküste entlang auf vulkanischem Boden. Nie können sich seine Bewohner in voller Sicherheit wiegen. Während am Südende der Vesuv als Eckpfosten sich türmt, kauert am Nordende Pozzuoli, das 1583 ganz ein Opfer unterirdischer Gewalten wurde. In der Mitte hinter der Stadt streckt sich Solfatara, das sich zum letzten-Mal in 1195 ausgetobt hat, aber nie ganz zur Ruhe gekommen ist. An mehr denn einhalb Dutzend Stellen schnauft die Erde in diesem Krater wie in verhaltenem Zorn ihre Geladenheit aus. Man braucht nur irgendwo ein Streichholz anzuzünden und schon geraten all diese Ventile in Aufruhr. In mächtigen Dampfschwaden fauchen sie ihren giftigen Atem aus. Und hier, am Eingang zum „Inferno", ganz nahe beim brodelnden Lavakessel, in dessen Tiefe es beängstigend kocht und zischt, sah ich auf einmal Ginsterstauden um mich stehen.

Du sagst: „Ist das etwas so Erregendes? Die gibt es in Vancouver und Ontario in Hülle und Fülle." Ganz recht; aber wir arme Prairiegophers kommen halt fast nie an diese Plätze und bekommen die Stäucher nie zu sehen. Und dabei bin ich zwischen ihnen aufgewachsen und hab sie beobachtet, wie sie zur Frühlingszeit mit ihren gelben Blüten die Bergrücken der Heimat schmückten, die Täler umrahmend, in denen die Riesen–Blumenstraße blühender Apfelbäume wie mächtige Fächer sich spreizten. Jahr um Jahr tauchten sie so die heimatlichen Fluren in feenhaften



Wanderlust

Glanz und ich hab sie gesehn und bewundert, nun stehen sie plötzlich wie alte Freunde vor mir in ihrem demütigen, saftigen Grün. Kein Wunder, daß sie mich entzückten! Es war die Vorfreude des Wiedersehns mit den Gefilden der Heimat. Ein Meilenstein auf der langen Wallfahrt zum Rheinischen Land.

Ebenso überraschend und gegenstandslos wird dir vielleicht meine einfäitig-kindliche Freude vorkommen, die mein erstes Wiederzusammentreffen mit einer Schiefertafel auslöste. Es war in einer der Geschäftsstraßen Roms. Ich studierte in den Schaufenstern die Preise, um sie mit den unsrigen in Amerika zu vergleichn und mir ein Bild von der Wirtschaftslage West-Europas und den Lebensbedingungen seiner Einwohner zu verschaffen. Da auf einmal sehe ich die Schiefertafel. Wie sie meine Blicke fesselte; denn hier hatte ich sie am wenigsten erwartet. Und wie schön sie war! Genau wie ehemals sah sie aus; die roten Linien auf tiefschwarzem Grund; die sauberen Holzramen und an der einen Seite das unentbehrliche Stricklein mit dem Schwamm. Genau wie wir sie als A B C Schützen benutzt hatten. Wie sie heute noch im Schulranzen der Kleinen hin und herwackelt, mit Ausnahme einer kleinen Zutat die den Hungerjahren der Nachkriegszeit entstammt. Während in früheren Jahren auf der einen Seite nur das Schwämmchen herausbammelte, bammelt heute auf der andern Seite ein Essnapf für die freie „Quakerspeisung" der Schulkinder.

In Amerika kennt und schätzt man die Schiefertafel natürlich nicht. Da gebraucht gleich der jüngste Anfänger Bleistift und Papier. In Europa ist es heute noch die Schiefertafel. Auf ihr macht man mit dem Griffel die ersten Versuche zum Schreiben und Rechnen. Auf ihr malt man die ersten Tiere und Hampelmännchen. Und wenn man sie bis in die vier Ecken hinein voll gekritzelt hat, fährt man mit dem feuchten Schwamm darüber und wischt sie für weitere Unternehmungen sauber ab. Praktisch und

gut ist es, und viel billiger als das amerikanische System. Mich ihr so plötzlich und unerwartet gegenüber zu sehen war mir ein wahres Erlebnis. Ein Erinnerungszeichen war sie mir an meine Bubenjahre und ein Beweis, daß die Entfernung von der Heimat immer kürzer wurde. Und gerade deshalb hat mich ihr Anblick so entzückt.

Die Stunde sollte nun endlich schlagen, da ich wieder nach vielen Jahren die richtig schönen Klänge deutscher Zunge vernehmen sollte. Sie kam eher als ich mir geträumt hatte. Deutsche Laute hatte ich gehört aus dem Munde amerikanischer Grenzbeamten; von den Darstellern des Lohengrin auf der New Yorker Bühne; von Triester Seeleuten auf dem Ozeandampfer. In erstaunlicher Weise hatten unsre Italienischen Führer bei Besichtigung der Stadt Rom sich uns verständlich gemacht. Es war aber überall das Deutsch, wie man es im Ausland hervorgurgelt und herunterwürgt; mit fremdländischen Brokken durchsetzt und mit grammatischen Schnitzern behaftet. Vom Lohengrin hatte ich das meiste überhaupt nicht verstanden, denn die Aussprache von Kunstsängern ist einem ganz und gar ungewohnt. Nun aber in Herbestal an der Belgisch–Deutschen Grenze, hörte ich wieder das echte, unverfälschte Deutsch. Es war auf dem Zug. Einige Backfische (junge Mädchen) eilten aus ihrem Abteil plötzlich ans Fenster und tauschten dabei lebhaft ihre Gedanken aus, in frisch–fröhlicher Weise, laut und mit sprudelndem Lachen. Wie mich das ergriff. . . .

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!



Schneeglöckchen

Von da ab nahm es nur noch einen halben Tag, bis ich mitten unter meinen Angehörigen stand. Und die Nachbaren kamen und die früheren Schulkameraden. Und die Männer und Frauen, die mit mir zur Ersten Hl. Kommunion gegangen waren. Auf dem Gang zur Werktagsmesse traf ich eines Morgens sogar eine alte Großmutter, die vorgab, mich „gewickelt" und zur hl. Taufe getragen zu haben. Ich traf die 74–jährige kurz nach 6 Uhr auf ihrem gewohnten Gang zum Frühgottesdienst. So folgte Begrüßung auf Begrüßung. Dazu Einladungen zu Freundschaftsbesuchen ohne Zahl. Auch Bitten und Gesuche um Vereinsvorträge liefen immer wieder ein. Man wollte wissen, wie's in fernen Landen aussieht nach den Erschütterungen des zweiten Weltkrieges. Immer eindringlicher dämmerte es mir: Nun war ich im eigentlichen Deutschland; nun war ich wirklich daheim.

(Fortsetzung folgt)

Unser St. Thomas Kolleg



Zum 25 jährigen Jubiläum der St. Marienprovinz

Im März dieses Jahres feierte unsere St. Marienprovinz in aller Stille ihr 25 jähriges Jubiläum. Die deutschen Pionieroblaten, die unsere Provinz im Jahre 1926 gründeten, waren selbst schon zum Teil 25 Jahre und länger im Lande. Es war wahrhaftig ein Wagnis, als die verstaubten Boggy- und die verpelzten Schlittenoblaten der weiten, damals noch so kulturarmen Prairie sich daran machten, eine neue Oblatenprovinz aufzubauen. Sie hatten nichts. Weder Geld noch Missionshäuser. Nur guten und zähen Willen.

Langsam machte man sich ans Werk. Eine Provinz muß wachsen. Soll sie wachsen und nicht aussterben, braucht man Klosterschulen, in denen junge Oblaten erzogen werden können.

Unsere Pionieroblaten begannen in Winnipeg. Das von ihnen dort geleitete St. Pauls Kolleg erwies sich jedoch sehr bald als unpraktisch. Unsere Schüler stammen meistens aus Saskatchewan. Nicht lange nach der Grundlegung der St. Marienprovinz begannen die dürren Jahre, die so manchen unserer Farmer fast an den Bettelstab brachten. Fast niemand hatte Geld genug, seinem Buben die Reise von Saskatchewan nach Winnipeg zu zahlen. Unsere Patres sahen gar bald, daß eine Verlegung des Kollegs nach Saskatchewan dringenste Notwendigkeit sei.

Unter der Provinzialleitung des P. Thomas Schnerch O.M.J. wurde am Anfang der Dreißiger Jahre das alte Parlamentsgebäude zu Battleford erworben. Dort begann unsere Provinz mit der großen Arbeit der Priestererziehung. Das Parlamentsgebäude wurde in zwei Anstalten geteilt. In einem Flügel wohnten die Kollegbuben, im anderen die jungen Oblatenseminaristen. Mit der Zeit wurde unser St. Thomas Kolleg jedoch viel zu klein. Die St. Marienprovinz wandte sich an die von ihr betreuten Katholiken und bat umHilfe. Wir alle erinnern uns noch des großen „Oblate College Drive's" von 1947–48. Im Herbst des Heiligen Jahres 1950 konnten wir das neue Kolleg in North Battleford eröffnen. Es nahm den Namen des alten von Pater Thomas Schnerch O.M.J. gegründeten Kollegs „St. Thomas" mit sich. Das alte Kolleg, zur Zeit das Scholastikat oder Oblatenseminar unserer Provinz, wurde umgetauft. Es erhielt den Namen eines seiner größten Wohltäters, des hochw. P. Karl Grötschel, O.M.J. aus Reward, Sask. Es heißt also jetzt „St. Karl Scholastikat."

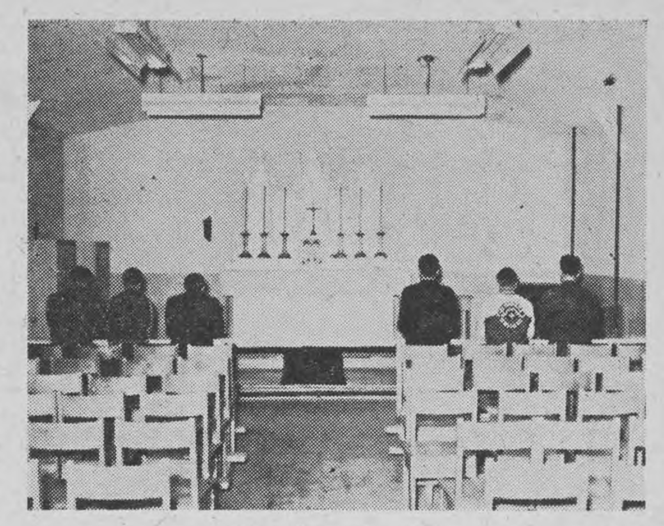
Im St. Thomas Kolleg herrscht reges Leben. Die Buben beginnen sich auf ihre ersten Schlußexamen vorzubereiten. Das Kolleg ist eröffnet, es ist jedoch noch lange nicht fertig. Bis jetzt steht nur das Hauptgebäude. Unser erstes Bild zeigt im Hintergrund die schwere Ziegelmauer des vier Stockwerke hohen Baues. Vor der Mauer stehen unsere jungen Studenten, angefangen von Grade neun bis „Second Arts". Was in den Köpfen solcher Buben vorgeht, weiß niemand. Da steckt Latein, und neben dem Latein auch viel froher Mut und allerhand Dummheiten. Es sind halt Buben. Langsam beginnen sich jedoch viele dieser Bubenherzen für das Priestertum im Oblatenmissionskleid zu entflammen. Pater Rektor, mit dem der Schriftleiter vor ein paar Tagen sprach, reibt sich schmunzelnd den sorgenvollen Kopf. „Es scheint viel besser zu kommen, als ich es zu glauben wagte," sagte er. „Der Herrgott hat immer andere Gedanken als wir. Ich bin überzeugt, daß wir aus diesem Kolleg mehr Priester bekommen werden, als wir ahnen."

„Betet, und ihr werdet empfangen," sagt der Heiland. Beten müssen wir Patres, beten müssen besonders die Eltern dieser Buben. Priesterberuf ist eine der höhsten Gnaden, die Gott einer Familie erteilt. Diese Gnade muß man sich erbeten und eropfern.

Unser zweites Bild zeigt die vorläufige Kollegkapelle. Es ist nur eine Notkapelle, wie jeder sehen kann. Arm wohnt der Heiland dort. Unsere nächste Arbeit heißt, eine große, wirklich schöne Kapelle zu bauen. Gott ist die ewige Wahrheit, und Er ist der ewig Gute. Wo Wahrheit und Güte sind, da muß auch das Schöne weilen. Für die Erziehung junger Priesterstudenten ist der Gottesraum der Studienanstalt von allerhöchster Wichtigkeit. Latein, Englisch, Französisch, das hohe Rechnen und das tiefe Denken lernen die Buben in den Klassen— und Studierräumen. Die Freude an Gott, die das Herz aufwühlt und zum guten, begeisterten Priester macht, hat ihr Lehrzimmer jedoch in der Kapelle. Ein gotteswürdiger Altar, Verzierungen, die unseren Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen ausdrücken, brausende Orgel, feierlichste Gottesdienste — eine Kapelle, die so wirklich Eingangspforte zum Himmel ist, muß da sein. Sie wird auch, so Gott will, eines Tages neben dem Hauptgebäude unseres Kollegs stehen.

Unser nächstes Bild zeigt einen der Klassenräume. Dort müssen die Buben stillschweigen, denn höchste ernste Arbeit ist zu leisten. Es wird studiert. Die Lehrerpatres des Kollegs überwachen das Studium mit aller Strenge. Es hat so manchem unserer Jüngsten heimliche Tränen gekostet, sich an das Hausprogramm anzugewöhnen. Daheim auf der Farm ging es her, wie es einem gerade gefiel. Kam man aus der Schule, war man freier Bub. Da konnte man Ballspielen, zum Nachbarn laufen, über die freie Prärie fahren. Hier ist es nun anders. Wenn die Glocke läutet, dann hat es aber auch geschlagen! Da hilft kein Drücken und kein Reden vom „free country". Pater Anton Riffel O.M.J., der Hausordnungsmeister des Kollegs, macht ihnen bald Beine. Heute fühlen sich die jungen Studenten der freien Prärie in den Studiersälen ganz wohl. Die ernsten Gesichter auf unserem Bilde reden deutlich, wie ernst sie auch ihre Arbeit nehmen.

Ganz im Vordergrund des Bildes sehen wir einen Studiosus, der den wohlbekannten Namen Johannes Bökenföhr trägt. Er ist der Neffe unseres jetzigen Generalassistenten P. Johannes



In der Kapelle



Im Studiersaal



Im Speisesaal

Böckenföhr O.M.I., der fast jedem unserer Leser bekannt sein sollte.

Bild Numero vier zeigt einen Raum des Kollegs, der bei allen Buben höchst beliebt ist. Es ist der Speisesaal der Studienanstalt. Buben haben kräftige Magen. Sie sind am Wachsen, sie arbeiten stramm in Klasse undStudiersaal, haben sehr viel Bewegung wenn sie draußen sind, und entwickeln all diesen Dingen gemäß auch ihren Appetit. Wir suchen sie so kräftig als nur möglich zu speisen. Gesunde und genügend Kost entwickelt gesunde Geister.

Bild fünf und sechs zeigen unsere Studenten beim Spiel. Im Hintergrund sehen wir unsere Notklassenräume, die auch noch ausgebaut werden müssen.

Auf regelmäßige Leibesübungen wird in unserem Kolleg gut geschaut. Die Studenten müssen während des Winters aufs Eis, während der Herbst- und Frühlingsmonate ans Ballspielen. Gesunder Sport erzieht Leib und Seele.

Betrachtet man sich das Kolleg, dann kann man sich nicht helfen: Man muß ein Dankgebet zum lieben Gott hinaufsenden. Unter allerschwierigsten Bedingungen begannen unsere alten Patres vor 25 Jahren den Grundstein unserer Provinz zu legen. Ihnen zur Seite standen die ersten kanadischen Oblatenpatres deutscher Abstammung, die alles das, was sie von den Pionieroblaten gelernt, weise anzuwenden verstanden.

Fast zehn dieser 25 Lebensjahre unserer Provinz waren Jahre der Dürre. Wir hier wissen, was das heißt. Saskatchewans einzige Industrie ist der Weizen. Mißratet der einmal, dann ist das Unglück unter uns.



Sport

Trotz größter Not und Armut hat die St. Marienprovinz erreicht, was andere, ältere Provinzen bis jetzt noch immer nicht haben. Beide Studienanstalten, Knabenkolleg und Priesterseminar, sind da. Jetzt hegen wir die leise Hoffnung, bald auch Battleforder Oblatenmissionare in alle Welt hinaussenden zu können.

Möchte Euer Sohn Missionspriester oder Missionsbruder werden?



Drei Schachpartien

Erzählung von Fritz Rotermund

Es war im Jahre 1718. An einen herrlichen Juni-Morgen brach der Erzbischof von Canterbury von seinem Landsitz auf, um nach London zu fahren und dort in dienstlichen Angelegenheiten Geld zu erheben.

Die zartweißen Hände über den Knien gefaltet, hatte er sich in der eleganten Kutsche behaglich niedergelassen und blickte nun frohgemut hinein in die Welt. Frei von Sorgen, fühlte er sich unbeschreiblich wohl in der gesunden Morgenluft; die Sonne war erst unlängst aufgegangen und der völlig reine Himmel versprach das schönste Reisewetter. Stark würzig duftete der Wald, denn damals standen noch Tannen in jener Gegend, wo sich jetzt die Vorstädte Londons längst breitgemacht haben.

Um sich den Eindrücken dieses schönen Morgens völlig ungestört hingeben zu können, hatte der Kirchenfürst jede Begleitung zurückgewiesen und nur einen kleinen Jockey, der etwa dreizehn bis vierzehn Jahre alt sein mochte, mit sich genommen.

Lange freilich sollte er sich des beabsichtigten Genusses nicht erfreuen. Bei einer Biegung der Straße wurde er aus seiner Beschaulichkeit herausgerissen und seine Aufmerksamkeit plötzlich auf eine sonderbare Erscheinung gelenkt. In dem Grase am Waldessaum lag ausgestreckt ein junger Mann, dessen Äußeres nicht unangenehm auffiel. Den mit dichtem, wallendem Haar geschmückten Kopf hatte er in eine Hand gestützt und über ein Schachbrett gebeugt, auf dem sich ein Spiel bereits entwickelt hatte. Die elfenbeinernen und ebenhölzernen Ritter befanden sich in vollem Kampfe und mancher schon lag im Grase, der vom Schlachtfelde hatte abtreten müssen. Wie es nach allem der Anschein gab, war der Spieler allein. Der Erzbischof ließ seine Chaise anhalten, um dem merkwürdigen Spiele, das er in seinen Mußestunden selbst eifrig betrieb, ein wenig zuzuschauen. Es zeigte sich wirklich niemand, der den Gegner des jungen Mannes abgegeben hätte: der Spielende war in der Tat allein. Ohne sich stören zu lassen, tat er Zug um Zug und schaute nur zuweilen wie fragend den Himmel an. Da trieb den Erzbischof die Neugierde, er stieg aus und schritt auf den Spieler zu.

„Was macht Ihr da, junger Freund?" fragte er belustigt.

„Wie Ew. Gnaden sehen, spiele ich Schach," war die Antwort.

„Ihr scheint mich zu kennen?"

„Der Erzbischof von Canterbury seid Ihr," versetzte respektvoll der Spieler.

„Aber Ihr seid ja allein! Wo ist denn Euer Widerpartner?"

Da deutete der junge Mann mit der Hand zum Himmel, und nach einer kurzen Pause erwiderte er ernst: „Das ist der liebe Gott!"

Der Kirchenfürst konnte sich nicht enthalten, in ein lustiges Lachen auszubrechen; aber der Schachspieler ließ sich nicht stören, und seine Hand ging von einer Seite des Brettes zur andern, indem er natürlicherweise zugleich für den lieben Gott mitspielte.

„Dann kommt euch etwas Verlust wohl nicht teuer zu stehen?" fragte darauf der Erzbischof, den Jüngling mitleidig betrachtend.

Süsser Trost

O reicher Gott, Du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelhehr.
Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig' Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.
Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wenn die Abendglocke hallt,
So red' ich, Herr, mit Dir.
Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl. **L. Uhland**

„Glauben Ew. erzbischöflichen Gnaden das ja nicht," war die rasche Antwort. „Gott ist der unnachsichtigste Gläubiger, den es gibt. Keinen Augenblick gewährt er mir Frist, wie sich Euer Hochwürden sogleich selbst überzeugen können. Gerade heute spiele ich äußerst unglücklich. Sehen Sie, jetzt nimmt mir Gott auch meinen letzten Läufer weg. Ich kann nichts tun, allein in Gottes Hut steht alles gut! Und nun setzt er vollends den verwünschten Turm vor, den ich unmöglich nehmen kann. Ich bin früher matt, als ich dachte — da, Ew. Gnaden, seht selbst, ich bin schachmatt."

Kaum hatte der Spieler seine Rede beendet, zog er eine reichgespickte Börse aus seiner Tasche und entnahm derselben zwei Guineen, die er dem Kirchenfürsten überreichte.

„Wenn ich verliere," sagte jener, „so schickt mir Gott regelmäßig jemand, um gleichsam durch dessen Vermittelung seinen Gewinn in Empfang zu nehmen. Heute spielten wir um zwei Guineen; hier, Hochw'ster Herr, nehmt sie. Gebt sie den Armen, Ihr tut damit ein gottgefälliges Werk, und mein Gegner ist dadurch sogleich befriedigt."

Trotz allem Weigerns mußte der Erzbischof die zwei Guineen nehmen. Dann packte der Schachspieler seine Figuren zusammen, nahm sein Brett unter den Arm und höflich grüßend verschwand er alsbald im Walde.

„Bedauernswert! Höchst bedauernswert!" sagte der Erzbischof zu sich selbst. „Der arme Mann ist entschieden reif für's Irrenhaus," dachte er, als er seine Kutsche wieder bestieg. Dann hieß er seinen Jockey die Pferde antreiben, und wohlbehalten, ohne weiteren Zwischenfall erreichte er die Hauptstadt.



Frühling

* * *

Der vornehme Reisende hatte seine Geschäfte in London erledigt, und nachdem er sich durch einen Imbiß gestärkt, fuhr er wieder zurück nach seiner Villa, den nämlichen Weg, den er gekommen war.

Flott ging die Fahrt von statten, und bald erreichte das Gefährt den Ort, wo es am Morgen gehalten hatte. Da — was war das? Der Erzbischof traute seinen Augen kaum, denn an demselben Orte gewahrte er zu seiner nicht geringen Überraschung denselben Schachspieler, der, in Gedanken versunken, wiederum seine Partie spielte.

Allein der Bischof hatte es diesmal, von dem Wunsche geleitet, bald seinen Heimatsort zu erreichen, eilig und ließ vorüberfahren. Der Schachspieler aber, diese Absicht erkennend, sprang mit einem Satze aus dem Straßengraben herauf, fiel den Pferden in die Zügel und hielt sie mit kräftiger Hand an.

„Ich erwarte," rief er, „daß Ew. Gnaden das Spiel in Augenschein nehmen, welches ich soeben beendet."

„Es tut mir leid, lieber Mann, ich kann nicht aussteigen, denn ich habe große Eile."

„Ihr werdet absteigen!" entgegnete der junge Mann rauh und öffnete ohne weiteres zugleich den Kutschenschlag.

„Was soll dieser Ton bedeuten?" fragte der Erzbischof erzürnt. Aber in der wohlweislichen Erwägung und wohl auch aus Furcht, der Wahnsinnige möchte durch seinen Widerstand bösartig werden, fügte er sich und stieg aus.

„Ihr wißt, daß ich diesen Morgen eine Partie Schach verloren habe," sagte der junge Mann darauf, den Kirchenfürsten an das Schachbrett führend. „Seit vierzehn Tagen konnte ich keine Partie gewinnen, bis sich eben jetzt mein Glück wandte. Hier seht, ich

habe den lieben Gott schachmatt gemacht."

„Das ist mir sehr lieb um Euretwillen, denn Gott wird Euch gewiß gut bezahlen."

„Ei freilich! Wenn ich gewinne, schickt mir Gott auch diesmal einen Menschen zu, der seinen Verlust ebenso pünktlich zahlt, wie ich den meinigen. Wir spielten diesmal um tausend Guineen; Ew. bischöfliche Gnaden werden sie mir auszahlen."

Der Erzbischof tat einen Schritt rückwärts.

„Ich rede die reine Wahrheit." fuhr der junge Mann fort, „und überdies habe ich einige Freunde in der Nähe, die es bestätigen können," fügte er hinzu, indem er mit der Hand nach dem angrenzenden Walde zeigte.

Bestürzt schaute sich der Erzbischof um. Sicherlich ärgerte ihn die infame Überlistung mehr, als die Summe, die er jetzt auf eine so niederträchtige und abgefeimte Weise verlieren sollte. Aus Furcht vor den erwähnten Freunden zog er ärgerlich sein Taschenbuch vor und reichte es dem Schachspieler hin.

„Hier nehmt diese elfhundert Guineen," sagte er, „und erkennt daraus, daß Gott seinen Menschenkindern immer mehr gibt, als er ihnen versprochen."

Dann zog er sich in seinen Wagen zurück und fuhr eilends davon, froh, heiler Haut davongekommen zu sein. Er sah noch, wie der Gauner sein Schachbrett zusammenraffte und sich dann schleunigst in die Büsche schlug wo er auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Seit diesem Unfall hat der Erzbischof auf seinen ferneren Geschäftswegen jenen Wald nie anders passiert als unter zahlreicher Begleitung, „denn," — so sagte er — „bei all meiner Frömmigkeit will ich doch nicht noch einmal auf solche Weise den Schatzmeister des lieben Gottes machen."

* * *

Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen.

Der Erzbischof, der sich immer noch in Amt und Würden befand, war auf einer seiner Reisen wieder unterwegs und durch ein plötzlich hereingebrochenes heftiges Unwetter in die Lage versetzt, in dem Gasthause eines kleinen Dorfes zu übernachten. Leutselig, wie er war, kam er mit dem liebenswürdigen Wirt bald in eine anregende Unterhaltung und im Laufe derselben holte dieser ein Schachbrett hervor, um sich solcherweise die Zeit gegenseitig zu verkürzen.

Langsam kam das Spiel in Gang, aber bald zeigte es sich, daß beide äußerst gewandte Spieler waren, die mit größter Überlegung gegenseitig zu Felde zogen. Erst nach langem, heißem Kampfe wendete sich das Glück auf des Erzbischofs Seite; er trieb nun seinen Gegner durch geschickte Züge so in die Enge, daß er sich nicht mehr zu retten wußte. Noch ein Zug — der Wirt war schachmatt.

Am Morgen vor der Abreise des Erzbischofs — die Pferde waren bereits eingespannt — trat der Wirt ehrerbietig zum Abschied in die Tür des Hauses, einen Beutel mit Geld in der Hand.

„Hoch'ster Herr," sagte er, sich an seinen hohen Gast wendend, „hier nehmt diese tausend Guineen, die ich Euch schuldig bin, als Preis für die gestrige Schachpartie. Damit will ich wieder gutmachen, was ich vor zwanzig Jahren Böses an Euch getan habe, als ich Euch auf der Straße nach London um diesen Betrag betrog."

Mit weit geöffneten Munde, zunächst keines Wortes fähig, stand staunend der Erzbischof da.

„Ein Bußfertiger steht vor Euch, der Euch um Vergebung dieser Sünde bittet, es war der einzige Fehltritt meines Lebens. Nehmt hin das Geld, das ich leicht entbehren kann. Nehmt und verzeiht; Ihr habt es jetzt mit einem rechtschaffenen Manne zu tun."

„Ich verzeihe Euch unter diesen Umständen," ergriff jetzt der Erzbischof das Wort, „und auch Gott mag Euch vergeben. Dankbar nehme ich den Betrag an, aber nur unter der Bedingung, daß ich die Summe der Kirche Eures Dorfes vermachen darf."

Unter Abschiedsworten bestieg der Erzbischof dann sein Gefährt, und bald war dieses den Augen des dankbaren nachschauenden Wirtes verschwunden.

Das Leben wird von Gott allein richtig gelebt, so weit und tief und hoch und heilig und mächtig und zart, als es gelebt werden will und soll.

Joseph Kühnel

● ● ●

Jeder Strebende, Wahrhaftige kommt zur Höhe und zur Tiefe, ob er oben oder unten anfängt.

Aus der Oblatenmission Pilkomayo

von Br. Nienhaus, O.M.I.

Lieber Bruder Ernst!

Nun wird es doch wohl endlich Zeit, mein Versprechen zu erfüllen. An Stoff fehlt es tatsächlich nicht. Wenn jemand eine Reise tut, dann weiß er was zu erzählen. Wir lesen augenblicklich in dem Buch von P. Schulte „die weiße Hölle". Wo wir uns befinden soll, die grüne Hölle sein. Es ist schon eine ganz schöne Reise,, die ich aus der weißen Hölle 1945 antrat, die mich über Engelport, Hünfeld in die jetzige brachte. Es sind so rund 20,000 km. In Hinsicht auf Pflanzen und Tierwelt ist der Gran Chaco weit interessanter als die Einöden über dem nördlichen Polarkreis, in denen nur die Mitternachtsonne und das Nordlicht etwas Schönes von dem Wenigen waren.

Über die Reise im Flugzeug bis Buenos Aires hatte ich bereits bei der Ankunft in der Hauptstadt Argentiniens berichtet. Die nordamerikanische Linie brachte mich bis Asuncion wo ich von Pater Breuer am Flugplatz abgeholt wurde. Asuncion ist eine Hauptstadt wie eben eine sein kann von einem Land, das noch in der Entwicklung steckt. Die Straßenbahn fährt von der Stadtmitte an Pater Breuers Haus vorbei. Der kleine Weg von hier bis zum Haus gleicht einem unter Trommelfeuer gelegenen Schlachtfeld.

Meine erste Enttäuschung war, daß meine Kisten noch immer in Buenos Aires liegen, und leider heute noch. Nachdem ich in Independencia 200 km von Asuncion bei Pater Gutzen auf der Station war, bin ich mit Bruder Hoffman, der wegen grauen Stars an den Augen dort weilte, den Paraqua oder Parana hier aufwärts gefahren. Eine ganz romantische Fahrt auf dem Schiff in derselben Verfassung. Nach drei Tagen war es an dem Bestimmungsort. Sehr oft mußte dieser alte Dampfer, der den ganzen Nachschub zum Chaco schafft, am Ufer halt machen und Holzladungen für seine Dampfmaschine aufnehmen. Dergleichen ging es mit Ein- und Ausladen von Post und anderen Sachen mehr. An beiden Seiten des mächtigen Flusses ist Urwald. Von Cassado aus ging es mit einem Eisenbähnchen, da eine Strasze oder etwas Ähnliches gar nicht da ist, bis 160 km, wo ich nach der ersten Nacht im Freien von Bruder Fleckenstein am Sonntag morgen abgeholt wurde. Es war gleichzeitig der erste Sonntag ohne hl. Messe. Am Nachmittag sind wir in Mariscal Est. gelandet. Es ist dort die Hauptmilitärstation sowie auch die Missionsstation, weil es zentral gelegen ist. Vom Militär sind dort schon ganz schöne kleine Häuser gebaut. Inmitten dieser Häuser steht der wahre Stall von Bethlehem, klein wie ein Zimmer, niedrig mit einem Strohdach, nur der Ochs und Esel sind außerhalb der Kirche. Wenn aber das Tor mal nicht geschlossen wird, sind auch sie drinnen. Diese Viecher verstehen nichts von ruhestörendem Lärm, wenn man in der Schwüle draußen unter dem Moskitonetz endlich Schlaf gefunden, dann kann einen besonders der Esel ganz erschreckend auffahren lassen. Oder es ist eine Kröte, die Dummheiten macht. Diese Woche rief mich Pater Jung einmal des Nachts: da sind welche in der Kirche. Mit einem Satz waren wir beide aus dem Netz, einer von vorne, einer von hinten – nichts war zu sehen. Was war das nun? Beim Anzünden eines Lichtes stellte sich heraus, daß eine Kröte die Taufwasserflasche umgeworfen und der Störenfried war. Die Tiere sind sehr fleißig im Kirchenbesuch, Mücken, Flöhe, Vögel, Kröten, Schlangen, Skorpione, usw. Sie übertreffen hier bestimmt die Krone der Schöpfung. Aber man kann die Leutchen, wenn sie mal nicht kommen, ich möchte sagen, bald entschuldigen. Diese Entscheidung kann man erst stellen, wenn man in so einer Atmosphäre war. Da steckt man mehr in Ohnals in Allmacht. Dieser unser Bischofsstall (Kathedrale) wird nun bald durch ein würdiges Gotteshaus abgelöst. Kalk konnte gekauft werden, Steine und Holz und alles andere wird selbst gemacht.

Es helfen Soldaten, Chulupi und andere Indianer. Praktisch steht man doch allein auf weiter Flur d.h. wenn P. Jung nicht hilft, der jetzt genügend Seelsorgsarbeit hat. Die Helfer schreiben **müde** mit „ i ü “ und setzen sich am liebsten auf der Arbeitsstelle. Da sie garnichts dafür erhalten, muß man immer noch zufrieden sein. Wenn der zarte Faden mal reißen sollte, auf die Zähne beißen und zu allem lachen! Hier muß man sich mit allem helfen können. Bei einer der ersten Fahrten mit dem Ford, der alles Material heranbringt, hatte ich schon Pech. Der Wagen ging nicht mehr vor- noch rückwärts. Der Anlasser hing fest. Da tut das Fachbuch gute Dienste. Nach einer Viertelstunde war er auf und ab montiert, und die Fahrt konnte weiter gehen.

Vier Km. von hier liegt St. Teresita, eine vielversprechende Mission, wo ich alle Wochen hinkomme. Dort werden die Steine und Dachziegeln gebrannt und dort liegt auch unser Depot. Dort wäre für mich das richtige Wirkungsfeld. Die Jungens und Mädchen, welche die Schule verlassen, anzulernen. Den Jungens Handwerke, den Mädchen Spinnen und Weben.

Wenn die Kirche mal so weit ist, geht das auch in Ordnung. Die anderen Missionen liegen bis 200 und mehr Km. entfernt. Das Klima ist sehr aufreibend, aber wenn man mal daran gewöhnt ist, durchaus erträglich. Ich verspüre es am meisten am Kirchbau von morgens sieben bis abends fünf, 38–40 Grad C. (98–104 F.) waren es die letzten Tage. Ein Nordoststurm ist um diese Zeit fast immer dazu, nur ohne Regen – das nennt sich Winter im Chaco. Die Nächte haben meist eine gute Temperatur, die letzte Zeit wenigstens. Oktober setzt die Regenzeit ein, eine Erquickung für Mensch und Tier. Das Wasser ist augenblicklich sehr knapp, alles ist ausgetrocknet. Wie wohl tut oft ein Trunk, von Kühle gar nicht zu sprechen. Das Wasser aus 33 Meter Tiefe ist sogar warm. Man hat festgestellt, daß die Sonne die Erde bis zu 30 Meter erwärmt. Der Nordoststurm bringt einen Sand und Staub mit, der bis in die Kisten dringt und läßt mitunter nur einige Meter Sicht zu. Die Indianer kleiden sich am liebsten sehr wenig. Barfuß sind sie fast immer. Sie passen sich dem Klima immer an. Die meisten Leute hausen in ganz einfachen Holzstrohhütten. Sehr viele leben von den Früchten und dem Wild des Waldes. Andere haben schon große Herden, Ochsen, Rinder, Pferde, Schafe und Ziegen. Sie wandern so wie das Wasser steigt und fällt im Flussen und wie sie Nahrung finden. Es ist ja unsere Aufgabe die Menschen, neben der Religion, durch Ackerbau, Viehzucht und Handwerkserlernung seßhaft zu machen, was so langsam nach und nach geschieht. Allerdings sind die menschlichen Bequemlichkeiten, sowie Klima und Witterung, und im Ackerbau die großen Schäden durch schreckliche Heuschreckenschwärme ein gewaltiges Hindernis. Hier heißt es auch: mit Geduld und Spucke fängt man eine Mücke! Außer den Stämmen, die schon etwas Kultur angenommen haben, gibt es ganz Wilde: die **Moros**, gar nicht weit von uns. Allerdings nicht unser Gebiet. Aber in unserem Gebiet liegen auch noch einige, wo die Vorbereitung für die Missionierung schon begonnen hat, Sprachen usw. Die Moros und ihr Gebiet, sowie auch noch weitere Strecken sind unerforscht. Die Expeditionen dorthin sind fast nie zurückgekehrt, diejenigen welche zurückkamen, waren ohne Erfolg. Man ist der Meinung, daß sie noch Menschenfresser sind. Im vorigen Jahr haben sechs Moros bewaffnet mit Pfeil und Bogen und Hartholzspeeren einige Indianer niedergemacht. Sie sind gekleidet wie man die Indianer oft abgebildet sieht: mit Lederschurz, um den Kopf bunte Federn. Die Indianer haben bei der Verfolgung einen Häuptling verwundet, einenandern getötet. Den Kopf steckte man auf einen Stab, dieser wurde hier im Fortin aufgestellt. Die anderen Stämme sind den Moros feindlich gesinnt und haben große Angst vor ihnen.

Schluß folgt

Im Essen bist du schnell,
Im Gehen bist du faul.
Iß mit den Füßen, Freund,
Und nimm zum Geh'n das Maul.

Iß, was gar ist,
Trink, was klar ist,
Sprich, was wahr ist,
Zahl, was bar ist.

Von der wahren Grösse

„Heda, Dickbauch!" brüllte der hochgelehrte Herr Magister Rondo von Bologna einen Dominikaner an, der in tiefer Versunkenheit vor einem Kruzifix seines Klosters Santa Sabina stand. „Im Kreuzgang herumzuleimsiedern ist doch kein Beruf. Nimm da mein Gepäck und führe mich zum Lateran, dein Prior läßt es dir befehlen. Ist auch besser für deine Leiblichkeit als das ewige Faulenzen."

Als erwache er aus einer andern Welt, so schrak der Angeschrieene zusammen. „Verzeiht mir, Herr, ich komme!" sprach er, hob bescheiden den großen Packen auf und lud ihn auf den Rücken, sorgfältig bemüht, die zunehmenden Beschwerden seiner Wassersucht und seines offenen Fußes zu verbergen. Schweigsam und in sich gekehrt schritt er neben dem Gelehrten her.

„Na ja, Alterle", klopfte ihm der nach einer Weile auf die Schulter, „es war so böse nicht gemeint. Dein Prior hieß mich halt, den ersten Bruder den ich treffe, zur Begleitung aufzufordern. Was hast du denn für einen Dienst im Kloster, wenn ich fragen darf?"

„Den lieben Gott möchte ich begreifen", sprach der Gefragte ernst und innig. „Sagt mir, Herr Magister, was haltet Ihr von ihm?"

Da mußte denn der Meister der Gelehrsamkeit hellauf und belustigend lachen. Um aber den Bruder doch nicht allzuschwer zu kränken, überwand er sich und gab zur Antwort: „Früher, ja, da hab ichs auch gewollt, auf den hohen Schulen zu Paris und Köln. Dann aber habe ich mich lieber zur Juristerei geschlagen, die ist ergiebiger. Freilich einem, der wie Ihr wohl in den Sabinerbergen Schafe hütete, mag das andere besser zu Gusto stehen."

Der Packträger im weißen Habit seufzte.

Herr Rondo faßte es als Keuchen des beleibten Mannes auf und hieß ihn eine Weile rasten.

„Aber daß du von eurem ewigen Ölmaiskuchen so dick hast werden können?", meinte er wohlwollend. „Einmal und nicht wieder hab' ich heute bei euch gegessen. Sag einmal, speist man in allen Klöstern Roms so schlecht?"

„Ölmaiskuchen war das heute? Wißt Ihr, Herr, ich weiß das selten, was es bei Tisch gegeben hat."

„Na ja, der Gescheiteste scheint das nicht zu sein", lachte der Magister vor sich hin, „ein simpler Bauer oder Schafhirt wohl, dem das Kloster wie ein Paradies vorkommt."

Mittlerweile lud der Ordensmann aufs neue das Gepäck auf seine müde Schulter.

Da kam aus einer Seitengasse Dom Phillippo Sturzo, der Erzpriester von Sankt Peter.

Höstverwundert sah er auf die zwei, stürzte plötzlich dann dem Ordensmann zu Füßen und küßte sein Gewand.

„Vater, Vater Thomas", rief er, „Ihr? Was traget Ihr, was trägst du da für ein sonderbare Last, geliebter Freund?"

„Wer ist jetzt da von uns der Narr?" staunte der Magister.

Dom Sturzo richtete sich auf und wandte sich zu ihm. Ein rasches Erkennen leuchtete aus seinen Augen. „Pietro Rondo", lachte er, „weißt du nichts mehr von dem Kleeblatt von Sizilien, das zu Paris und Köln und . . . der da, den du dir zum Packesel ausersehen hast?"

„Thomas von Aquino!" Schluchzend schrie der Magister. „Thomas, Thomas, Großneffe des Kaisers Barbarossa, der Päpste und der Fürsten Freund, der Meister, dessen Schriften alle Welt bestaunt und liebt? Du bist's? Dein Lauda Sion singen sie in allen Kirchen zum Fronleichnamstag, und ich — zum Packträger hab ich dich erniedrigt! Verzeih!"

„Ich habe nichts zu verzeihen", lächelte der Gottesmann, „ich sehe nirgends einen Fehler. Denn wer einmal das Ordenskleid genommen, der darf nichts Höheres kennen als die Geduld und stille Folgsamkeit." Er blieb noch eine Zeit bei den Freunden stehen, um die Freude des Wiedersehens nicht zu stören. Dann aber bat er sie um seinen Abschied.

„Ja, so war er und so ist er heute noch", rühmte Dom Sturzo den Freund im Weiterschreiten mit dem immer noch bestürzten Herrn Magister. Weißt du noch, wie man den schweigsamen Kleriker zu Köln den stummen, großen Ochsen ans Sizilien genannt hat? Bis einmal bei einer Disputation das Licht hervorbrach und uns alle mitsamt den Lehrern in Staunen und Verlegenheit versetzte? Damals hat Al-

bertus das Wort gesprochen: „Wan nennt ihn einen stummen Ochsen; allein einst wird er in der Wissenschaft die Stimme erheben, daß man ihn auf der ganzen Erde hören wird. Und ist's nicht so gekommen? Aber niemand, niemand sieht's ihm an. So wenig macht er aus sich!"

„Das hab ich leider zur Genüge jetzt erfahren müssen", jammerte Herr Rondo.

Es ließ ihm keine Ruhe. Andern Tages kam er nochmals in das Kloster und wollte um Verzeihung bitten. Er habe zum mindesten den Gottesmann aus seiner gelehrten Arbeit aufgescheucht und seinem Schaffen für die Christenheit geschadet.

Doch Thomas sprach, klar und kurz, tief und sachlich, wie er auch zu schreiben pflegte: „Was ich geschrieben hab', ist lauter Spreu. Nur was man tut in Demut und Liebe, rechtfertigt uns vor Gott. Nächstenliebe ist nie Zeitverlust — —."

Aus: Georg Lutz: Wahre Größe.

Güter, Ehren und Jugend haschet die Zeit hinweg. Täuschungen sind sie, verschwunden im Augenblick. Lerne das Ewige kennen, und faß es in dein Herz.

— — —

Wer erziehen will muß selbst erzogen sein.

— — —

Anfangs wollt ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie.
Und ich hab' es doch getragen,
Aber frage mich nicht: wie?

Die gute Mutter

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rheine lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kind, das bei der Armee war und von dem sie schon lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarme sein," sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen"; und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannes-Tor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüter sind, die Teilnehmung und Hoffnung bedürfen und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihrem Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Kolmar nicht, so geh' ich nach Straßburg; find' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nach Mainz." Die andern sagten das und jenes dazu, und einer fragte sie: „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein oder so etwas, weil er immer brav war; aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde", sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein; denn er ist mein Sohn."

Zwei Stunden herwärts Kolmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsässer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen partieweise mit dem Gewehr bei Fuß, und die Generäle und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskutierten miteinander, und eine junge, weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, daß sie nahe bei den Herren steht. Was gibt's, der, wo mit ihr redet, ist ihr Mann."

Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkt noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Kolmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch, wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, daß sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Mut fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu tun, wo man das Ja so gerne hören möchte und das Nein ist doch unmöglich. Auch meinte sie jedermann merke es, daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirtes die Suppe

brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest und fragte ihn: „Kennt Ihr nicht einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört so und so?“ Der Diener sagte: „Das ist ja unser General, der im Lager steht; heute hat er bei uns zu Mittag gegessen“, und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß. Der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General.“ Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General “, und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein“, und: „Ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer.“ Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und sagte: Er ist„ mein Sohn, den ich suche“; und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und vor Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft Eure Bagage vom Postwagen abladen und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse und Euch hinausführe zu Eurem Herrn Sohn in das Lager.“

Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel! Und als der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte: Das ist sie“, da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindeslieb und die Hoheit und die Demut schwammen ineinander und gossen sich in Tränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte.

Als der Wirt zurückkam, sagte er, das Geld regne zwar nirgends durch den Kamin herab, aber nicht zweihundert Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah; und der Hausfreund sagte: „Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob will.“

Johann Peter Hebel

Meine Heimat - der Himmel

Wo der Himmel auf höchstem Königsthron
Die Welt regiert mit seinem Sohn
Und mit dem Geist der Heiligkeit –
Ist meine Heimat.
Dort wo Marias Mutterblick
Schaut trauernd auf die Welt zurück
Und bittend sie die Hände hebt –
Ist mein Heimat.
Wo Gottes Engel voller Güte
Den Weg bereiten, Blüt' an Blüte,
Damit wir nicht den Pfad verfehlen –
Ist meine Heimat.
Drum üb' ich mich in allem Tun,
Ob bei der Arbeit, ob beim Ruh'n,
Daß mich einst Gott, mein Vater, ruft –
In meine Heimat G.B.

Eins bitt' ich, Herr,
Eine woll'st du mir gewähren:
Daß, wenn an jenem großen Erntetag
Du schneidest volle Garben von den Ähren,
Ich nicht beschämt beiseite stehen mag!
Gib Kraft dem Leib und gib der Seele Stärke,
Daß ich mein Leben, das du mir verlieh'n,
Nicht nutzlos lebe! Laß aus jedem guten Werke
Den Antrieb mir zu Besserem erblüh'n!
Ist klein der Erde Kreis, den du mir gabst auf Erden,
Und ist mein Wirken nur im engen Haus,
Laß mich zu Segen all den Meinen werden,
Hilf, daß ich säe guten Samen aus! C. D.

Rosa von Tannenburg

Nach Christoph von Schmid

neu erzählt von

Eduard Drexl

Fortsetzung

„Nein“ sagte sie, „er soll frei werden, der gute, edle Mann! Er soll seine Burg und seine Güter wieder zurückerhalten! Der vortreffliche Vater und die gute Tochter sollen so glücklich sein als sie es verdienen. O, daß es in meiner Macht stände, ihn sogleich aus seiner Gefangenschaft zu befreien und ihm all das Seinige zurückzugeben! Noch diese Nacht sollte er seinen traurigen Aufenthalt im Kerker verlassen und morgen seinen Einzug in Tannenburg halten. Aber es ist unmöglich! Der alte, taube Burgvogt dahier, der da immer behauptet, die Frauen hätten in Staats- und Kriegssachen keine Stimme, würde für meine Befehle doppelt taub sein. Er würde Edelbert weder aus dem Kerker noch aus der Burg entlassen. Und unser Burgvogt zu Tannenburg würde mir ebensowenig gehorchen; er würde die Tore vor Edelbert sorgfältig verschließen und die Burg gegen ihn hartnäckig verteidigen. Mein Gemahl aber, wenn er hörte, daß ich auch nur verlangt hätte, die Tannenburg ihrem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben, würde es mir in seinem Leben nicht verzeihen.

Dennoch: wo die Frauen weder befehlen noch selbst helfen können, vermögen sie oft durch ihre Fürbitten Hilfe zu verschaffen. Ich will, sobald mein Gemahl aus dem Felde zurückkommt, einmal versuchen, was Bitten und Tränen über ihn vermögen. Gott gebe dazu seinen Segen!“

„Wie benehme ich mich aber indessen gegen Fräulein Rosa?“ dachte sie weiter. „Soll ich ihr sagen, daß ich sie kenne? Soll ich, da die Fehde zwischen meinem Gemahl und ihrem Vater auf sie keinen Bezug haben kann, sie ganz ihrem Stande gemäß behandeln, sie als ein adeliges Fräulein kleiden, ihr ein Zimmer im Schlosse einräumen, sie an meinen Tisch nehmen? — Welches Aufsehen würde das in der ganzen Burg machen? Der alte, starrsinnige Burgvogt würde, unterstützt von seinen alten Kriegsgenossen, es nimmermehr gestatten, daß Rosa auch nur ein Wort mit ihrem Vater spräche. Er würde ihn aufs strengste bewachen lassen; an eine mildere Haft wäre nicht zu denken. Ich hätte so den Jammer des guten Fräuleins nur vergrößert. Nein, nein, kein Mensch in der Burg darf für jetzt noch erfahren, daß Rosa Edelberts Tochter sei. Ihr selbst will nicht einmal sagen, daß ich davon weiß. Denn was könnte sie, was könnte ihr Vater dadurch gewinnen? Und in welche Verlegenheit würde ich mich verwickeln? Es ist das beste, ich tu dem edlen Fräulein und durch sie ihrem Vater, ohne Aufsehen zu erregen, im Stillen viel Gutes und überlasse die Enthüllung des Geheimnisses einem glücklicheren Augenblick.

Siebzehntes Kapitel.

Rosa bittet um die Befreiung ihres Vaters.

Frau von Fichtenburg ließ Rosa am folgenden Morgen rufen und begegnete ihr mit noch größerer Güte als zuvor.

„Ich weiß,“ sprach sie zu ihr, „daß du mit dem guten Ritter, der in unserer Burg gefangen sitzt, großes Mitleid hast und ihm manches Gute erweisest. Das gefällt mir sehr wohl und ich lobe dich darum. Ich will künftig deine Wohltätigkeit aus meiner Küche und meinem Keller unterstützen. Von nun an holst du Speise und Trank für den Ritter bei mir.“

Sie gab der erfreuten Rosa für Edelbert täglich die auserlesensten Speisen von ihrem eigenen Tische und den besten Wein. Sie richtete es so ein, daß der grämliche Burgvogt nichts davon erfuhr, und wußte den alten Mann über den Argwohn, den er gegen Rosa gefaßt hatte, vollkommen zu

beruhigen. Sie kam täglich mit ihren Kindern in die Torstube herab, um, wie sie sagte, die Erretterin ihres Sohnes zu besuchen, und brachte es durch die Auszeichnung, mit der sie Rosa behandelte, dahin, daß Rosas schwerer Dienst um gar vieles erleichtert wurde. Rosa mußte in ihren freien Stunden die gnädige Frau in deren Zimmer besuchen und durfte auch die Kinder der Torwärterin mitbringen — eine Gnade, auf die sich die Torwärterin nicht wenig einbildete.

Indessen wartete die Frau von Fichtenburg mit doppelter Sehnsucht auf die Zurückkunft ihres Gemahls. Hätte er nicht Kunde geschickt, er sei wiederhergestellt und werde bald zurückkommen — sie hätte es gewagt zu ihm in das Kriegslager zu reisen.

Endlich kam Kunerich mit den Rittern und den Kriegsleuten, die mit ihm zu Felde gezogen waren, nach Fichtenburg zurück. Ritter und Gemeine hatten ihre Helme und Spieße mit grünem Eichenlaube geschmückt und zogen mit großer Pracht und unter dem Schalle der Trompeten zum Burgtore herein. Kunerich sprang vom Pferde, begrüßte seine Gemahlin und seine Kinder, die im Schloßhofe standen, mit großer Freude und begab sich dann mit ihnen und dem tapferen Gefolge in den großen Rittersaal. Nachdem der laute Jubel der ersten Begrüßungen vorbei war, erzählte die Mutter dem Vater die Geschichte, wie der Kleine in den Brunnen stürzte und Rosa ihn rettete. Sie erzählte sehr ausführlich und beschrieb alles wahrheitsgetreu. Dem Ritter schauderte.

„Also," rief er, „wärest du bald ertrunken und ich hätte dich nie mehr gesehen, lieber Eberhard! Welch ein namenloser Jammer wäre das für mich und deine Mutter gewesen! Das Blut in den Adern möchte mir gerinnen, wenn ich nur daran denke!"

Die Mutter brachte das Gewand, das der Knabe damals anhatte und das sie zum Andenken an diese Geschichte aufbewahrte. Sie zeigte dem Vater den Riß, den der eiserne Haken verursacht hatte.

Kunerich betrachtete den Riß sehr aufmerksam und sprach mit Entsetzen: „Es war die höchste Zeit, daß Hilfe kam; nur mehr einige Fäden hätten brechen dürfen — und Eberhard wäre verloren gewesen. Das arme Mädchen hat uns einen sehr großen Dienst erwiesen. Ja, beim Himmel, das war eine Heldentat. Hast du es dafür auch belohnt?"

„Das," sagte Kunerichs Gemahlin, „überließ ich dir. Alles, was ich ihm hätte geben können, schien mir zu gering — ja gar nichts; denn es wagte das Leben daran! Mir vergingen fast die Sinne, als ich Rosa so in dem Eimer über dem Abgrunde schweben sah! So etwas läßt sich nicht mit einigen Goldstücken bezahlen. Ich verwies sie auf eine Belohnung von dir. Ich hoffe, du wirst mich nicht beschämen!"

Der Ritter war so gerührt wie noch nie in seinem Leben. Der ungestüme Mann wollte das Mädchen auf der Stelle sehen. Rosa ward gerufen. Mit bescheidenem Anstande trat sie herein in den Saal.

Der Ritter grüßte sie mit lautem, freudigen Zurufe: „Willkommen, junge Heldin, willkommen, du Retterin meines Sohnes! Doch sieh', soviel ich mich erinnere, kennen wir uns ja schon. Ja, ja, ich habe dich einmal in der Torstube gesehen. Allein, damals hätte ich es dir nicht angemerkt, daß ein solcher Mut in dir stecke. Ich bin dir großen Dank schuldig; denn ohne dich wäre ich ein unglücklicher Vater! Der heutige frohe Tag wäre für mich ein Tag der tiefsten Trauer. Verlange, was du willst und du sollst es haben. Ja, ich schwöre es dir auf Ritterehre, verlangtest du auch eines meiner Schlösser — Fichtenburg oder Tannenburg — ich würde es dir abtreten."

Rosa sagte ruhig und mit jungfräulicher Bescheidenheit: „Ihr habt ein großes Wort gesprochen, Herr Ritter, und diese zwei edlen Herren hier haben es vernommen. Ich könnte euch um eine große Gnade bitte und ihr dürftet sie mir nicht abschlagen. Allein ich verlange keine Gnade, nur um Recht flehe ich euch an! Gebt mir, gebt meinem Vater zurück, was ihr uns genommen habt!"

„Wie? Was? Wie war das?" sagte Kunerich betroffen. „Ich sollte euch beraubt und geplündert haben? Wer bist du? Wer ist dein Vater?"

„Ich bin Rosa von Tannenburg," sprach sie; „Edelbert ist mein Vater. Entlaßt ihn aus dem Gefängnisse und gebt ihm seine Güter wieder zurück."

Die zwei fremden Ritter und alle Edelknechte und Ritter und Krieger, die sich im Saale befanden, waren voller Erstaunen. Ritter Kunerich aber trat einen Schritt zurück und stand wie versteinert da. So tief und mächtig ihn die edle Tat der Tochter gerühre hatte, so wild und heftig empörte sich sein alter, vieljähriger Groll gegen den Vater. In seinem Herzen erhob sich ein fürchterlicher Streit der widersprechendsten Empfindungen. Er war blaß wie eine Wand, blickte mit seinen schwarzen Augen

wild um sich und murmelte zwischen den Zähnen: „Eines von meinen beiden Schlössern wollte ich darum geben, wenn mir jemand anders den Dienst erwiesen hätte als die Tochter dieses Mannes."

Alle im Saale erschraken über diese plötzliche Veränderung des Ritters und sahen einander stillschweigend und mit verlegenen Blicken an.

Kunerichs Gemahlin aber sprach mit sanfter Stimme: „Ich weiß es erst seit einigen Tagen, daß dieses ärmlich gekleidete Mädchen Edelberts Tochter ist. Aus kindlicher Liebe zu ihrem Vater, um ihn im Gefängnisse besuchen zu können, ihn in seiner traurigen Einsamkeit zu trösten, ihn zu bedienen und den Bissen von ihrem Munde mit ihm zu teilen, kam sie in diesem schlechten Anzuge in unsere Burg, trat in die Dienste des Kerkermeisters und ertrug alle Launen der Kerkermeisterin. Sie unterzog sich der härtesten Arbeiten, die ihr noch zehnmal härter als anderen Mägden vorkommen mußten. Mir zerriß es das Herz, wenn ich von meinem Fenster aus sah, wie sie — ein Fräulein, das mit uns ebenbürtig ist — den schweren Wasserkübel auf dem Kopfe trug. Ich ließ es mir nicht anmerken, daß mir ihr Stand und Rang bekannt sei. Mit Schmerzen wartete ich auf deine Zurückkunft. Aber nun, liebster Kunerich, laß die Güte und die Menschlichkeit walten. Wenn Fräulein Rosa deinen Sohn auch nicht vom Tode errettet hätte — ihre kindliche Liebe zu ihrem Vater allein schon sollte dich bewegen, dich mit dem Vater einer solchen Tochter auszusöhnen."

„Bei meinem Schwerte," rief jetzt Siegebert, einer der zwei fremden Ritter, „was das Fräulein an ihrem Vater getan hat, ist noch unendlich mehr als was sie für den Knaben wagte. Die Rettung des Knaben war ein kühner Augenblick, deren auch minder edle Gemüter zuzeiten haben. Die langen, schweren Leiden aber, die das Fräulein für ihren Vater mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit ertrug, zeugen von einer großen Seele. Ein solch kindliches Gemüt voll Liebe ist ein wahrer Edelstein. An deiner Stelle, Kunerich, würde ich mich nicht lange bedenken, was ich zu tun hätte."

„Kunerich!" sagte Theobald, der andere Ritter, „wenn Edelbert feindlich gegen dich gesinnt wäre, so hätte er dir wohl genug schaden können. Während du im Felde dich mit auswärtigen Feinden herumschlugst, war derjenige, den du für deinen schlimmsten Feind hieltest, mitten in deiner Burg — und seine Tochter hatte die Schlüssel zu seinem Gefängnisse. Neun unter zehn hätten die Gelegenheit benützt, hätten die Burg zur Nacht in Brand gesteckt und sich währnd des Tumultes aus dem Staube gemacht. Kunerich, Kunerich, du hast wahrlich keine Ursache, dem wackern Edelbert feind zu sein."

Kunerich stand mit starren Blicken da. Er atmete schwer auf und rieb sich die glühende Stirn. Es war, als habe er von allem, was seine Gemahlin und die zwei Ritter sagten, nichts gehört. Aller Augen waren voll banger Erwartung auf ihn gerichtet. Rosa blickte seufzend zum Himmel. Es herrschte eine schauerliche Stille im Saale.

Da trat seine Gemahlin näher zu ihm hin und sprach mit großer Rührung: „Liebster Kunerich! Nur eines will ich dir noch sagen! Höre mich gütig an!

Du glaubst, Edelbert sei dein grimmigster Feind! Aber darin hast du dich bisher geirrt. Ach, wenn er so gegen dich gesinnt wäre, wie es dir vorkam, wie könnte ich, deine treue Gemahlin, dich bitten, ihn seiner Haft zu entlassen? Ich müßte dir vielmehr raten, ihn in dem Gefängnisse noch sorgfältiger verwahren zu lassen. Aber es ist nicht so. Davon will ich dich jetzt überzeugen.

Sieh', ich war es einzig und allein, die es entdeckte, daß Rosa Edelberts Tochter sei. Bis auf den Augenblick, da sie es dir selbst bekannte, wußte kein Mensch in der ganzen Burg etwas davon als ich allein. Deine Leute, denen du die Burg anvertrautest, ahnten es so wenig als du selbst es ahnen konntest. Ohne mich wäre niemand, selbst dein getreuer Burgvogt nicht darauf gekommen, daß Rosa in nächtlichen Stunden den gefangenen Ritter besuche. Ich wollte wissen, was diese Besuche für eine Absicht hätten. Ich ließ mich — nicht ohne Erröten kann ich es vor dir und diesen werten Rittern und Edelknechten hier bekennen — so weit herab, in später Nacht, da Vater und Tochter im Gefängnisse miteinander sprachen, an der Tür zu horchen. Mehr um dich und deine Burg besorgt als um mich, tat ich diesen Schritt, den ich selbst tadeln muß. So weit ging meine Sorgfalt für dich! Ich wollte mit eigenen Ohren hören, ob kein Anschlag gegen dich im Werke sei. Vater und Tochter dachten nicht daran, daß ich jedes ihrer Worte vernehme. Aber, o Gott! was mußte ich da hören. Wie beschämt stand ich da! Wie gut sind diese Menschen, wie gut! Der arme, gefangene Edelbert weiß nichts von Haß und Rachgierde gegen dich. Er billigte nicht nur die Tat seiner Tochter; er hat sie vielmehr dazu ermuntert. Er war es, der

sie väterlich ermahnte uns zu lieben und uns, soviel in ihren Kräften stehe, Gutes zu erweisen. Ohne diese treuherzigen Ermahnungen ihres Vaters hätte Rosa deinen Sohn wohl schwerlich gerettet. Ihm, dem guten Edelbert, hast du diese Rettung zuerst zu danken. Wie könnte er nun dein Feind sein! Ach, wie könntest du noch ferner über ihn zürnen!

Doch was stehst du noch zweifelnd und unschlüssig da? — Ach, Kunerich, du darfst Fräulein Rosa nicht unerhört aus diesem Saale scheiden lassen! — O, Gott, rühre du sein Herz!"

Kunerich sagte mit dumpfer, halblauter Stimme: „Rosa mag die Tannenburg mit allem, was dazu, gehört, zurücknehmen. Edelbert aber muß bleiben, wo er ist!"

Dabei sah er seine Gemahlin nicht einmal an.

Da wandte sie sich zu ihrem Sohne und rief mit innigst bewegtem Herzen und in heiße Tränen ausbrechend: „Komm', Eberhard, bitte du deinen Vater für deine Retterin! Knie nieder und erhebe deine Händchen zu ihm. Sieh, ich knie mit dir vor ihm! Ich will dir bitten helfen! Ich will dir jedes Wort vorsprechen. Sprich mir nach!"

Der holde Kleine sah die Mutter weinen und auch Rosa, die ihm fast so lieb wie seine Muter war, traurig und mit Tränen in den Augen dastehen. Die finstere Miene seines Vaters schreckte ihn; er begriff sehr wohl, daß viel daran gelegen sei, den erzürnten Vater zu besänftigen. Er kniete nieder, erhob zitternd die kleinen Hände und sprach mit herzdurchdringender Stimme, wie die Mutter es ihm vorsagte:

„Liebster Vater! Sei nicht hart! Besinne dich nicht so lang, Rosas Vater zu befreien! Rosa besann sich ja auch nicht ihr Leben für mich zu wagen. Sieh' dieses gute Fräulein hat mich aus dem Brunnen gezogen; befreie nun auch du den Ritter Edelbert aus dem Kerker. Sie errettete mich von dem schauerlichen Tode im Wasser; laß nun ihren Vater nicht den traurigen Tod im Gefängnisse sterben. Sie schenkte dir, liebster Vater, den Sohn wieder; gib nun auch ihr den lieben Vater wieder zurück! O, blicke nicht seitwärts! Ach, sieh mich, deinen Sohn, doch nur an! Wenn Fräulein Rosa nicht gewesen wäre, so hättest du mein Angesicht und diese meine Augen, die mit Tränen zu dir emporblicken, gar nicht mehr gesehen. Diese Hände, die ich zu dir emporhebe, würden jetzt im Grabe modern!"

„Halt inne! Es ist zu viel!" rief jetzt Ritter Kunerich.

Er bemühte sich vergebens, die Zähren zurückzuhalten, und sprach zu Rosa gewandt: „Euer Vater, Fräulein Rosa, ist frei, und seine Burg gebe ich ihm mit allen Gütern wieder zurück. Ich habe ihm unrecht getan. Ein Mann, der eine solche Tochter erzog, kann kein böser Mann sein."

„Gottlob!" rief jetzt die edle Hildegard und fiel ihrem Gemahl um den Hals und hieß dem kleinen Eberhard die väterliche Hand küssen.

Rosa war wie im Himmel.

Die zwei Ritter verhehlten ihre Tränen nicht und boten Kunerich die ritterliche Rechte.

„Du bist ein edler Mann," sagte Ritter Theobald; „von dieser Stunde an halte ich noch einmal soviel auf dich als zuvor."

„Du hast gehandelt," sprach Ritter Siegebert, „wie es einem biederen Ritter geziemt. Gerecht sein ist mehr als tapfer sein; sich selbst überwinden besser als Feinde besiegen."

Die Edelknechte und die übrigen Krieger, von denen mancher sich eine Zähre abwischte, murmelten freudig durcheinander, ja sie lobten den Ritter laut. Und zuletzt riefen alle einmütig und von ganzem Herzen:

„Es lebe Kunerich und der kleine Eberhard! Es lebe Edelbert und Rosa!"

Achtzehntes Kapitel.

Rosa kündet ihrem Vater seine Befreiung an.

Ritter Kunerich war jetzt, da die edleren Gefühle in seinem Herzen die Oberhand gewonnen hatten, gleichsam in einen neuen Menschen verwandelt. Das Bewußtsein, seine feindselige Leidenschaft besiegt und der Stimme der Vernunft Gehör gegeben zu haben, erfüllte ihn mit großer Genugtuung; Ruhe und Friede kamen in seine erst noch so empörte Brust. Sein Angesicht hatte sich aufgeheitert und Freude strahlte aus seinen Augen. Sogar der kleine Eberhard bemerkte diese glückliche Veränderung.

„Nun, lieber Vater," sagte er, „siehst du so freundlich aus wie die Mutter und Fräulein Rosa. Jetzt kann ich dich erst recht gern ansehen und dich lieb haben."

Fräulein Rosa trat zu dem Ritter und dankte ihm in sehr rührenden Ausdrücken.

„Mein wertes Fräulein," sprach er, „macht von der Sache nicht soviel Aufhebens. Ich verdiene weder Lob noch Dank! Ich müßte ja ein Unmensch

sein, wenn ich anders handelte. Laßt es gut sein und kommt nun mit mir. Wir wollen zu eurem Vater in das Gefängnis. Ich halte es für eine Sünde, ihn nur einen Augenblick länger darin schmachten zu lassen. Kommt, werteste Rosa! Euch hat er seine Befreiung zu danken; ihr sollt sie ihm nun auch ankündigen. Legt aber dann ein gutes Wort für mich ein, daß er mir das Unrecht, das ich ihm antat, verzeihe!"

Frau Hildegard winkte ihrem Gemahl, ging mit ihm an ein Fenster und redete heimlich mit. Er nickte ein paarmal freundlich und Hildegard sprach hierauf zu Rosa:

„Kommt erst noch ein wenig mit mir, mein edles Fräulein!"

Die Frau führte Rosa in ein prächtiges Zimmer, in dem schon einige Zeit her Kleider und Kostbarkeiten für den Augenblick bereit lagen, da Rosa wieder in ihren Stand würde eintreten können.

Rosa reinigte ihr Angesicht von der bräunlichen Farbe. Frau Hildegard brachte ihr die reichlichen Haare in Ordnung und zog ihr ein kostbares weißes Kleid an, mit stehendem Kragen von den allerfeinsten Spitzen. Rosa war jetzt unbeschreiblich schön. Ihr blühendes Angesicht übertraf das liebliche Weiß und Rot der frischen Apfelblüte; ihre geringelten Locken flossen auf ihre Schultern; edel war ihr Anstand und ihre ganze Gestalt. Die Frau betrachtete sie mit wohlgefälligem Lächeln. Indes schwieg sie; sie hielt es für unweise, ein Fräulein mit Lobsprüchen auf deren Schönheit eitel zu machen.

Frau Hildegard brachte hierauf ein niedliches Kästchen von glänzend schwarzem Ebenholze, das sehr schön mit Gold verziert war.

„Seht, liebes Fräulein," sagte sie, indem sie das Kästchen öffnete, „das ist der Schmuck eurer seligen Mutter. Mein Mann, der ihn für eine gute Beute hielt, hat ihn mir geschenkt. Allein, nie trug ich diesen Schmuck; ich hätte es für eine Schmach gehalten, mich mit geraubten Kostbarkeiten zu schmücken. Der Schmuck war mir als euer Eigentum heilig und immer habe ich mich nach dem Augenblicke gesehnt, ihn euch wieder zurückzugeben. Empfangt ihn hiermit aus meinen Händen. Es fehlt daran kein Edelstein und keine einzige Perle."

Rosa nahm den Schmuck mit aufrichtigem Danke. Sie betrachtete die schönen Steine und Perlen; aber sie zeigte keine solche Freude, als es Frau Hildegard von Rosas Jugend erwartete.

„O meine selige Mutter," sprach Rosa mit Tränen in den Augen, „wie lebhaft erinnern mich diese Steine an dich! Nur als ein Andenken von dir sind sie mir schätzbar!

Seht, gnädige Frau, dieser Ring mit Diamanten war der Brautring meiner guten Mutter; diese Perlenschnüre erhielt sie von der Herzogin zum Hochzeitsgeschenke; diese diamantenen Ohrengehänge gab ihr mein Vater an dem Tage, da ich zur Welt kam. Ach Gott, mir ist es, als sehe ich die geliebte Mutter mit diesen Perlen und Steinen geschmückt jetzt vor mir stehen! Wie hinfällig sind wir Menschen! Diese Perlen sind noch da; diese Steine funkeln noch mit unverändertem Glanze. Die Gestalt der herrlichen Frau aber ist jetzt Moder und Staub! Was wäre der Mensch, das herrlichste Geschöpf Gottes auf Erden, wenn nichts in ihm wäre, das länger dauerte als diese schimmernden Steine?"

Frau Hildegard sagte: „Liebstes Fräulein! Diese Tränen, die in euren Augen glänzen, sind mehr wert als alle diese Perlen, und eure edlen Gesinnungen sind schätzbarer als diese Edelsteine. Ja wenn auch eure blühende Gestalt wird in Staub zerfallen sein und wenn die Macht der Zeit selbst diese festen Diamanten zerstäubt haben wird, so werden eure edlen Gesinnungen noch die Zierde eures schönen Geistes sein und ihn schöner schmücken, als dieser prächtige Schmuck jetzt euren Leib zieren kann."

Die Gräfin schmückte nun Rosas Haar und Hals mit den glänzenden Perlen, fügte ihr die funkelnden Ohrringe ein und steckte ihr den prächtigen Diamantring an den Finger. Der Ring war aber zu weit.

Rosa lächelte und sagte: „Den Ring können wir weglassen. Er schickt sich ohnedies nicht für meine Jugend; nur ein verlobtes Fräulein darf einen Ring tragen."

Allein Frau Hildegard sagte: „Seht, der Ring, der für den Goldfinger zu groß ist, ist für euren Zeigefinger vollkommen recht. An diesem tragt ihn also! Die Hand der Tochter, die ihren Vater so viel Gutes tat, verdient wohl, daß man sie mit Edelsteinen ziere."

Frau Hildegard begleitete nun Fräulein Rosa bis an die Kerkertür.

Rosa öffnete sie und rief im Hineingehen: „Gottlob, liebster Vater! Du bist frei!"

Aber wie überrascht war Rosa! Ihr Vater stand da, wie ehemals an festlichen Tagen, in Rittertracht von schwarzem Sammet gekleidet und mit der gol-

denen Kette und Denkmünze geziert. Die zwei Ritter, Siegebert und Theobald, standen ihm zur Seite.

Frau Hildegard hatte nämlich ihrem Gemahl vorhin heimlich gesagt, er solle, indessen sie Rosa ankleiden wolle, auch den Ritter Edelbert ritterlich kleiden lassen; auch möchten ihn Siegebert und Theobald etwas darauf vorbereiten, daß seine Befreiung so nahe sei. Die zwei Ritter hatten das Geschäft mit Vergnügen übernommen.

Edelbert umarmte seine Tochter mit großer Rührung; sie sank nach so vielen überstanden Leiden unaussprechlich selig an die Brust des hochbeglückten Vaters.

„Meine liebste Rosa!" sprach er, „Mit Gottes Hilfe hast du einen Sieg errungen, den ein ganzes Heer mit Schwert und Spieß nicht hätte erzwingen können. Gewalt der Waffen hätte nur Ritter Kunerichs Burg erstürmen und ihn nur dem Leibe nach besiegen können; allein, die sanfte Macht deiner Liebe hat sein Herz erobert und ihn zu meinem Freund umgeschaffen. Laß uns Gott danken; Gott hat es wunderbar gefügt! Er ist es, der deine kindliche Liebe gesegnet und deine Bemühungen mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt hat!"

Jetzt erst achtete Edelbert darauf, wie reichlich Rosa mit Perlen und Edelsteinen geschmückt war.

„Sieh," sagte er, „Gott hat nicht nur das, um was du ihn so oft gebeten, erfüllt und deinem Vater die Freiheit gegeben; er hat dir auch den Schmuck deiner seligen Mutter, um den du niemals batest, wiedergeschenkt. Ich habe oft mit gerührtem Herzen daran gedacht, daß du deine Ohrringe, das letzte Kleinod, das du noch von allem Glanze deines Standes übrig hattest, aus Liebe zu mir verkauftest; auch dafür gibt nun Gott, ohne daß du es erwartest, reichlichen Ersatz. Er ist ein treuer Vergelter."

Die beiden Ritter, Siegbert und Theobald, waren über Rosas Schönheit nicht wenig erstaunt.

„Wahrhaftig, mein holdes Fräulein," sagte Theobald, „ihr habt eurem Vater kein geringes Opfer gebracht, daß ihr dieses liebliche Angesicht unter der nußbraunen Farbe verborgen und eure Gestalt durch jene schlechte Kleidung entstellt habt. Ihr seid wirklich schön wie ein Engel."

Rosa errötete und nahm dieses für eine Schmeichelei, die sie nicht verdiente.

Siegebert, der andere Ritter, sagte aber: „Schönheit ist des Fräuleins geringster Vorzug; ihre kindliche Liebe zu ihrem Vater ist noch unendlich mehr wert. Wie ein Engel stieg sie vorher in das Gefängnis ihres Vaters herab, seine Not zu lindern; als ein Engel erscheint sie jetzt, ihm seine Freiheit, die sie ihm erwirkt hat, anzukündigen!"

Rosa brachte nun Kunerichs Bitte vor, ihr Vater solle ihm verzeihen.

Edelbert war sehr gerührt.

„Du siehst meine Tränen," sagte er, „und du weißt, daß ich ihm längst verziehen habe."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Gefängnistür und Ritter Kunerich trat mit dem kleinen Eberhard herein. Seine edle Gemahlin folgte. Eberhard schmiegte sich an seinen Vater. Edelbert und Kunerich boten sich die ritterliche Rechte — und umarmten sich mit großer Rührung. Aller Groll war verschwunden. Sie empfanden die Seligkeit der Aussöhnung — sie gelobten sich ewige Freundschaft.

Der gute, menschenfreundliche Edelbert hatte noch eine besondere Freude daran, den holden Knaben zu sehen, dem Rosa das Leben gerettet hatte. Er setzte sich, von den vorhergegangenen Empfindungen ermüdet, auf den steinernen Sitz des Gefängnisses, nahm den Knaben auf den Schoß, blickte ihn mit Tränen in den Augen freundlich an, segnete ihn und sagte:

„Lieber, holder Knabe! Gott lasse dich zur Freude deines Vaters und deiner Mutter aufwachsen und einen edlen Mann aus dir werden."

„Mein teurer Ritter," sagte die Mutter des Knaben, „Gott gebe, daß der Knabe uns so liebe, wie euch eure Tochter liebt, und daß er ihr an edlen Gesinnungen gleiche! Dann werden wir die glücklichsten Eltern sein."

Der Tag wurde mit einer festlichen Abendmahlzeit in dem großen, hellerleuchteten Rittersaale beschlossen. Edelbert und Rosa mußten die ersten Stellen an der Tafel einehmen; Kunerich saß neben Edelbert und Hildegard neben Rosa. Alle Gäste waren sehr fröhlich. Den Ritter Kunerich aber hatte man seit vielen Jahren nicht mehr so vergnügt gesehen. Er selbst beteuerte es und sprach:

„So seelenvergnügt wie heute war ich in meinem Leben noch nie. Meine tolle Feindseligkeit gegen dich, lieber Edelbert, vergällte mir meine besten Freuden. Was ist es doch Seliges um Eintracht und Frieden! Jetzt fühle ich es recht: Haß und Feindschaft stammen aus der Hölle, Liebe und Freundschaft aber aus dem Himmel!"

Fortsetzung folgt.

FATIMA STUDENT BURSE

Aus kleinen Ziegeln baut man große Häuser. Aus kleinen Opfern große Werke. Es gibt wohl kaum ein größeres Werk als jenes, dem Herrn einen neuen Priester zu geben. Ohne Priester blieben die Altäre selbst der reichsten Kirchen leer, die Kanzeln stumm, das Taufwasser unbenutzt – und das Allerheiligste wäre weder da noch geopfert. Darum ist das Werk der Hilfe an der Priestererziehung so verdienstreich. Seit uralten Zeiten spricht die Kirche von den guten Werken des Fastens und des Almosengebens. Üben wir beides. Und vergessen wir nicht: Wenn wir Almosen geben, denken wir zuallererst an unsere Allernächsten. Hilfe wird überall gebraucht. Jeder sollte jedoch zu allererst das unterstützen, was u n s e r heißt.

Bisher eingenommen:	$422.00
J.P. Brost, Macklin, Sask.	2.00
Jos. Brossart Sr., Allan Sask.	5.00
Mrs. Chr. Bachmann, Sumner, Wash.	1.00
Franz Reiniger, Handel, Sask.	5.00
Familie Xaver Guth, Salt Lake, Sask.	10.00
Ein Freund, Claybank, Sask.	5.00
Mrs. Maria Britz, Marysburg, Sask.	5.00
Eugen Fetterer, Rochester, Alberta	3.00
Joseph F. Huber, Leipzig, Sask.	1.50
Mrs. Martin Nagel, Claybank, Sask.	3.00
Mrs. Maria Multarzynki, Beebe, Que.	2.00
Ignatz Hoffart, Tribune, Sask.	5.00
Joseph Feser, Macklin, Sask.	2.00
	$471.50

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.

weißt, was uns noch fehlt; so verschaffe es uns!

*Communio. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.

*Postcommunio. Zugelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische flehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Uebeln befreit werden.

Nach der hl. Messe

Himmlischer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.

O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.

— 82 —

Dritte Meßandacht

Für die Verstorbenen

Meinung vor der heiligen Messe

O Jesus Christus! Du hast aus überaus großer Liebe das heilige Meßopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingesetzt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen N. N. und für alle andern, die noch im Fegfeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Peinen zu lindern, um ihre Sündenschuld völlig zu bezahlen, um ihre baldige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gegenwärtige Meßopfer, wie auch meine geringe Andacht und die Fürbitte aller Heiligen,

— 83 —

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $1.75

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada